



Da ist was faul!

Junge Menschen begegnen dem Tod und toten Körpern im Dokumentarfilm

HOCHSCHULE **MERSEBURG** FACHBEREICH **SOZIALE ARBEIT.MEDIEN.KULTUR**

BACHELORARBEIT ZUR ERLANGUNG DES AKADEMISCHEN GRADES **BACHELOR OF ARTS** VORGELEGT VON **TIM GONTRUM** MATRIKELNUMMER **16733**

STUDIENGANG **KULTUR- & MEDIENPÄDAGOGIK** TITEL **DA IST WAS FAUL! JUNGE MENSCHEN BEGEGNEN DEM TOD UND TOTEN KÖRPERN IM DOKUMENTARFILM** MERSEBURG **26. AUGUST 2013**

ERSTGUTACHTER **PROF. DR. JOHANNES HERWIG-LEMP** ZWEITGUTACHTER **PROF. DR. KONRAD WELLER**

Vorwort

Warum beschäftigt man sich als junger Mensch mit dem Thema Tod? Ein Todesfall im Familien- oder Freundeskreis, eine eigene schwere Erkrankung oder der Gedanke, beispielsweise Altenpfleger oder Pathologin werden zu wollen, sind denkbare Gründe. Besonders häufig treten junge Menschen jedoch nicht mit dem Tod in Kontakt. Die Neugierde, die noch als Kind darin bestand, sich einen Eindruck vom Tod zu machen, wissen zu wollen, wie Leben endet, ja sogar das Interesse eine Leiche zu berühren, ist längst verflogen und die übliche Distanz, die viele Erwachsene im Umgang mit Sterben und Tod vorleben, scheint verinnerlicht zu sein. Beerdigungen habe ich bisweilen zwei als Kind miterlebt und eine Leiche habe ich zum ersten Mal während eines Hausnotrufeinsatzes im Rahmen meiner ehrenamtlichen Tätigkeit als Sanitätshelfer im späten Jugendalter gesehen. Auch mein Anknüpfungspunkt, der mich zur intensiveren Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex Tod in der vorliegenden Bachelorarbeit führt, hat einen eher zufälligen und beruflich geprägten Hintergrund. Zum Zeitpunkt, als letztes Jahr mein Praxissemester in der Jugendvideoproduktion *Medienprojekt Wuppertal* auslief, habe ich mich als studentischer Mitarbeiter für die Filmarbeiten im Projekt *30 junge Menschen sprechen mit sterbenden Menschen und deren Angehörigen* beworben. Auf die Stelle aufmerksam gemacht hat mich mein damaliger Praxisanleiter Andreas von Hören, mit dem ich im Vorfeld bereits Dokumentationen zu Themen wie Suizid oder Krebserkrankung im Kindes- und Jugendalter gedreht habe. Während meiner Mitarbeit in der Jugendvideoproduktion und im Diskursprojekt 30 Junge Menschen habe ich vielfältige Herangehensweisen an das Thema Tod und den Umgang mit Sterben kennengelernt. In der Rolle als Kameramann habe ich vor allem beobachtet und Protagonisten, Menschen mit schweren Erkrankungen sowie deren Angehörigen oder Ärzten und anderem medizinischen Personal, zugehört. Ich habe Umgebungen wie Palliativstation, Hospiz oder das Zuhause verschiedener Menschen kennengelernt und dabei geholfen ihre Geschichten zu erzählen. Dabei bin ich mit der Herausforderung konfrontiert worden, auch in emotionalen Momenten professionelle Arbeit zu leisten. Ich konnte in dieser Zeit wertvolle Eindrücke und Gedanken sammeln und viele von ihnen im Team austauschen. Manche Erlebnisse habe ich mit nach Hause genommen und gemerkt, dass ich erst später Raum fand, sie wirken zu lassen und zu reflektieren. Die Auseinandersetzung mit dem Tod lerne ich als eine Bereicherung in meinem Leben kennen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	2
EINLEITUNG	4
Was genau ist faul?.....	4
Forschungsgegenstand und Methodenvorstellung.....	5
1 TOD UND TOTE KÖRPER – BETRACHTUNGEN AUS DER GEGENWART	7
1.1 Tod, Exitus und kein Ende in Sicht	7
1.2 Tabuthema Tod?	10
1.3 Die neue Sichtbarkeit des Todes.....	15
2 REST IN PEACE – TODESREPRÄSENTATION IM DOKUMENTARFILM	21
2.1 Filmvorstellung	21
2.2 Filmanalyse	23
2.3 Rest in Peace im Erleben junger Zuschauer	31
3 ÜBERLEGUNGEN ZUR KULTURPÄDAGOGISCHEN PRAXISARBEIT.....	36
3.1 Das macht die Auseinandersetzung mit dem Tod für junge Menschen interessant	36
3.2 Ein Ideenpapier zum Ende	38
QUELLENVERZEICHNIS	43
ANLAGEN	46
Selbständigkeitserklärung.....	46

EINLEITUNG

Was genau ist *faul*?

„Da ist was *faul*“, stellt manch einer bei der Entsorgung von Bananen- und Eierschalen fest, die kurz darauf im Gartenkompost landen. Manch anderer drückt mit den gleichen Worten seine Skepsis oder Irritation über einen Sachverhalt aus. Die Überschrift dieser Arbeit hat gleich beides im Sinn und spätestens durch den Untertitel „Junge Menschen begegnen dem Tod und toten Körpern im Dokumentarfilm“ entfaltet sich eine Doppeldeutigkeit mit schwarzhumoriger oder gar dramatisch anmutender Note. Wer den Anblick einer Leiche mit den Worten „da ist was *faul*“ kommentiert, der hat wohl eine sehr nüchterne und objektive Haltung gegenüber der Hülle eines toten Körpers. So abwegig wie diese Reaktion wohl sein mag, so überspitzt darf vorerst auch der Titel verstanden werden. Dennoch spielt er auf eine Sorge an, die gegenwärtig einige Kultur- und Lebenswissenschaftler beschäftigt. Sie befürchten, dass unser Bezug zum Sterben schwinde und der Tod nicht (mehr) zum Leben gehöre (vgl. Schnell/Schulz 2010, S. 3). Der Philosoph Martin W. Schnell und der Palliativmediziner Christian Schulz beschreiben den heutigen Umgang mit der Endlichkeit, mit Sterben und Tod in der Öffentlichkeit als ambivalent. „Einerseits ist der Tod in aller Munde. In den Medien – Fernsehen, Internet, Zeitungen – wird in diversen Facetten über ihn berichtet. [...] Obwohl also eine öffentliche Aufmerksamkeit besteht, sinkt aber die konkrete Erfahrung, die Menschen mit Sterben und Tod machen“ (Schnell/Schulz 2012, S. 42). Der Kollege Gian Domenico Borasio (ebenfalls als Palliativmediziner tätig) fasst die Sterbeorte in Zahlen und verdeutlicht damit die Vermutung des schwindenden lebensweltlichen Bezugs: In Deutschland sterben jährlich etwa 850.000 Menschen. Der Wunsch bestehe zwar, zu Hause im Kreis der Familie zu sterben, doch für kaum mehr als 25 Prozent der Menschen wird das Wirklichkeit. Hauptsterbeorte sind hierzulande das Krankenhaus (43 %) und das Altenheim (25 %, Tendenz steigend) (vgl. Borasio 2012, S. 28). „Die Qualität der Sterbebegleitung“, ergänzen Schnell und Schulz, sei durch Palliativmedizin, und besonders durch palliative Pflege, seit den 80er-Jahren erheblich gestiegen. „Dennoch finden Sterben und Tod in Institutionen statt, sodass der lebensweltliche Umgang mit ihnen für jüngere und ältere Angehörige schwindet“ (Schnell/Schulz 2012, S. 43). Im Interesse dieser Erfahrungslücke etwas entgegenzusetzen, haben die beiden Wissenschaftler das Projekt *30 junge Menschen sprechen mit sterbenden Menschen und deren Angehörigen* gestartet. Das Diskursprojekt führt Sterbende und junge Menschen zusammen und möchte vor allem den Jüngeren die Chance geben, dem Sterben in der Wirklichkeit zu begegnen, und somit eine reflektierte Haltung zum Lebensende zu gewinnen. Während der Mitarbeit in diesem Projekt und der intensiveren Beschäftigung mit dem Themenkomplex Tod, hat mich vor

allem auch dessen Sichtbarkeit, die Repräsentation in den Medien, fasziniert. Eng damit verbunden sind Erfahrungen aus meinem Praxissemester, die ich im Folgenden kurz schildern möchte, da sie ebenfalls zur Konkretisierung meines Forschungsinteresses beigetragen haben. Das erwähnte Praktikum habe ich in einer Filmproduktion absolviert, die gemeinsam mit Jugendlichen Dokumentarfilme zu Themenschwerpunkten wie Schule, Gewalt, Sexualität oder Krankheit und Tod dreht. Die Videofilmbeiträge zeugen von einer hohen Authentizität, da die Jugendlichen sowohl vor als auch hinter der Kamera mitwirken und somit einen enormen Einfluss auf den Inhalt der Produktionen nehmen. Eine Begebenheit möglichst genau, den Tatsachen entsprechend, zu schildern, das ist der Anspruch, den der Filmemacher bei der dokumentarischen Arbeit an sich selbst stellt. Unbeachtet einer ganzen Reihe an filmischen Fähigkeiten, die sowohl zwischenmenschliches Gespür als auch gestalterisch-technische Anforderungen an das Aufnahmeteam stellen, habe ich bei meiner Mitarbeit auch folgenden Aspekt kennengelernt: Manche Zuschauer wollen nicht zwangsläufig die (ganze) Wahrheit erfahren. Konkret habe ich erlebt, dass die Stimmen und Meinungen im Publikum durchaus gespalten darüber sein können, wie viel und wie nah man manche Schicksale, zum Beispiel, die von schwer kranken Jugendlichen, erzählen sollte. Manche sprechen sich dafür aus, dass es zum Beispiel in besonders schweren Momenten einer Krankheitsgeschichte oder bei Rückschlägen nicht als erstrebenswert gelten sollte, die ganze Wahrheit zu berichten, um Zuschauer nicht mit zu viel Leid zu belasten und um diejenigen, die von ähnlichen Krankheiten betroffen sind, nicht zu entmutigen. Diese Ansicht steht im drastischen Gegensatz zu dem oben beschriebenen Merkmal des Dokumentarfilms und deutet deshalb das sensible Umfeld dieser Filmgattung an. Mich hat sie nachdenklich gestimmt und führt dazu, dass ich mich noch intensiver mit den medialen Todesbildern beschäftigen möchte.

Forschungsgegenstand und Methodenvorstellung

„Präsent in den Medien, verdrängt in der Realität“ könnte eine Umschreibung für das eingangs angeschnittene Spannungsfeld im Zusammenhang mit Sterben und Tod lauten. Daraus leitet sich insbesondere für junge Menschen das Problem ab, dass sie ihre Erfahrungen mit dem Lebensende vornehmlich aus zweiter Hand, der Medienwelt, schöpfen, statt wie ursprünglich aus dem wirklichen Leben. Dieses Problem möchte ich in der vorliegenden Arbeit aufgreifen und es einer wissenschaftlichen Analyse unterziehen. Als Teil der jungen Generation möchte ich unsere gesellschaftliche Haltung gegenüber Sterben und Tod beleuchten und die medialen Zugänge zum Lebensende erkunden. Den Fokus richte ich dabei auf die gegenwärtige Repräsentation von Tod in non-fiktionalen Filmen. Meine These lautet: Todesbilder im Dokumentarfilm ersetzen heute

fehlende reale Erfahrungen mit dem Tod. Bestätigen oder widerlegen möchte ich das Potential, welches ich dieser Gattung (Dokumentation) der audiovisuellen Medien zuschreibe.

Ähnlich praxisorientiert wie ich den Studiengang Kultur- und Medienpädagogik kennengelernt habe, möchte ich auch diese wissenschaftliche Arbeit gestalten. So ist es mir wichtig, praktische Beispiele zu den einzelnen Themenschwerpunkten zu finden, zu erläutern und diese sowie persönliche Erfahrungen mit einfließen zu lassen. Über den Dokumentarfilm suche ich im zweiten Kapitel einen konkreten Zugang zu medial vermittelten Todesbildern. Dabei interessiert mich, auf welche Art und Weise Tod und tote Körper im non-fiktionalen Film dargestellt werden. Als Untersuchungsbeispiel dient der Film *Rest in Peace*. Im Unterkapitel 2.3 berichte ich von Eindrücken, die eine Gruppe von jungen Menschen beim Anschauen der Dokumentation hatte. Mein Interesse an dieser Gruppendiskussion besteht darin, eine Vorstellung davon zu bekommen, welche kollektiven Orientierungen und Wissensbestände junge Erwachsene zum Thema Tod mitbringen, aber auch welche Fragen sie aufwerfen. Als angehender Kulturpädagoge stelle ich mir im dritten Kapitel die Frage, welche Potentiale in Dokumentarfilmen wie *Rest in Peace* stecken, wenn es darum geht Sterben und Tod im kulturpädagogischen Kontext zu vermitteln. Sollten wir uns überhaupt Leichen anschauen? Und wenn ja, gibt es Grenzen in der Darstellungsweise toter Körper? Fragen wie diese haben mich während meiner Filmtätigkeiten häufig beschäftigt und ich möchte nun diese Arbeit für eine wissenschaftliche Annäherung nutzen und dabei meine persönliche Haltung im Umgang mit Leben und Tod weiter ausbauen.

1 | TOD UND TOTE KÖRPER – BETRACHTUNGEN AUS DER GEGENWART

“Für viele Menschen ist es ein Tabu, sich mit dem Thema Tod zu befassen. Wer mit einem sterbenden Menschen oder dessen Angehörigen in Kontakt kommt, fühlt sich meist hilflos...” so oder zumindest so ähnlich werden viele Medienbeiträge über Sterben und Tod eingeleitet. Und ich frage mich, was hinter dieser zarten Formulierung steckt, handelt es sich schließlich doch um ein Thema, das uns wie kein anderes – neben der Geburt – verbindet. Gesellschaftliches Interesse scheint offensichtlich vorhanden zu sein, sonst würde dem Tod wohl weit weniger an medialem Raum überlassen. Warum also wird der Leser oder Zuhörer so vorsichtig abgeholt und fast gebeten, mehr erfahren zu wollen? Liegt es tatsächlich daran, dass wir große Bemühungen anstellen, um den Tod zu verdrängen oder steckt dahinter ein kommerzielles Interesse der Medienwelt, die uns mit Hilfe der Umschreibung „Tabu“ stetig versucht ein brisantes Thema zu verkaufen? Will der Autor einer Tageszeitung nur ganz besonders einfühlsam sein, oder bedient er bewusst ein heimliches Bedürfnis unserer Gesellschaft vom mysteriösen Lebensende fasziniert werden zu wollen? In welchem Verhältnis stehen persönliche Todeserfahrungen – die Konfrontation mit sterbenden Angehörigen oder Freunden – zu Todesbildern, die wir aus dem Fernsehen oder dem Internet beziehen? Gemeinsam mit Mediziner*innen, Philosophen und Kulturwissenschaftler*innen begeben wir uns in diesem Kapitel auf eine Spurensuche nach dem Tod im frühen 21. Jahrhundert der westlich orientierten Welt.

1.1 Tod, Exitus und kein Ende in Sicht

Zunächst möchte ich an die eingangs beschriebene These von Schnell und Schulz anknüpfen, die besagt, dass das Leben kein Gegenstand der Erfahrung mehr sei. Ihre Begründung findet sie – nach Aussage der beiden Wissenschaftler – in der bekannten Entwicklung, dass Menschen immer häufiger ohne Familie oder außerhalb von Familien alt werden und sterben müssen. „Dank der modernen Medizin werden Menschen älter und sterben langsamer“ (Schnell/Schulz 2010, S. 2). Schnell und Schulz erkennen, dass die Behandlung eines Patienten, der in die Phase des Lebensendes eintritt, durch die Errungenschaften der modernen Lebenswissenschaften gleichzeitig so komplex geworden ist, dass das Sterben zum großen Teil institutionalisiert wurde und nur noch im Krankenhaus stattfinden kann (vgl. ebd.). Damit findet das Sterben außerhalb der alltäglichen Erfahrungswelt der Patienten und ihrer Angehörigen statt und es wird deutlich, welchen Einfluss die modernen Lebenswissenschaften mit Hilfe der Medizin auf das Lebensende nehmen können. Die Forscher merken an, dass die Lebenswissenschaften naturwissenschaftliche

Grundlagenforschung betreiben, „mit der sie meist ein umfassendes Bild von Mensch, Natur und Leben verbinden, wie es in früheren Zeiten nur die Philosophie entwarf“ (ebd.). Sie führen weiter aus: „Aufgrund dieser Weltbildnerfunktion verbinden sich manche Lebenswissenschaften mit neueren Visionen von der Optimierung des Lebens durch künstliche Intelligenz und andere Techniken“ (ebd.).

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung befasst sich mit allen zentralen Forschungsfeldern der Lebenswissenschaften und prophezeit, dass das 21. Jahrhundert „das Jahrhundert der Lebenswissenschaften“ (BMBF 2013) sei. „Sie tragen entscheidend zum Verständnis lebender Organismen und ökologischer Systeme bei. Darüber hinaus eröffnen sie bislang ungeahnte Möglichkeiten in der Aufklärung genetisch bedingter oder durch andere Einflüsse ausgelöster Krankheiten und erschließen neue Therapien“ (ebd.) heißt es weiter. Die neuen Ansätze in den Lebenswissenschaften werden in der Öffentlichkeit mit ihren Vorteilen und Risiken wahrgenommen und diskutiert. Stellvertretend sei hier noch einmal der Philosoph Martin W. Schnell genannt, der bereits vor einigen Jahren wahrgenommen haben will, wie die Kulturwissenschaften den Lebenswissenschaften attestieren, ein Zeitalter der Konstruktion mit produziert zu haben (vgl. Schnell 2002, S. 161 f). „Vieles, was bis dahin als unveränderliche Natur, als hinzunehmendes Faktum betrachtet worden ist, wie etwa die Augenfarbe, Kinderlosigkeit oder das Altern, würden seither als Option und als zu gestaltende Materie behandelt“ (ebd.). Dieses Spannungsfeld beschreibt auch Petra Missomelius. Sie glaubt, dass der vorläufige Höhepunkt nun in der Bewegung der Kryoniker erreicht sei (vgl. Missomelius 2008, S. 4 f). Mit Hilfe von Technologie, erläutert sie, werde versucht die Unzulänglichkeit des Natürlichen im Labor zu verdinglichen und zu kompensieren: „Es gilt, den Tod gänzlich zu überwinden. [...] Bei der Kryostase wird der Organismus oder ein Organ (vornehmlich das Gehirn) bei extrem tiefer Temperatur konserviert, um in der Zukunft erneut belebt zu werden“ (ebd.).

Mir persönlich führt auch die Diskussion um die Organspende vor Augen, wie die Medizintechnologie und ihre Sichtweisen die grundsätzlichen Menschheitsfragen, was das Lebensende ausmache und wann der Tod als eingetreten gelten könne, in eine neue Perspektive stellt. Um dieses Beispiel näher ausführen zu können, wage ich eine kleine Exkursion unter der Überschrift Wann ist ein Mensch tot?

Organspender kann man erst dann werden, wenn man den „Hirntod“ erleidet. Nach dem deutschen Gesetz bedeutet der Hirntod, dass Großhirn, Kleinhirn und Stammhirn endgültig und nicht behebbar ausgefallen sind (vgl. Transplantationsgesetz § 3 Abs. 2 Nr. 2). Diese „Kortextod-Definition“ (Müller 2011, S. 2), wie die Diplomphysikerin Sabine Müller schreibt, vertreten ihrer

Auffassung nach auch einige Bioethiker wie Richard M. Zaner. Dabei unterscheiden sie zwischen der Person und dem Organismus.

„Dieser Ansicht nach gibt es zwei Arten von Tod: der Tod des Organismus, der mit dem Tod des Hirnstamms einsetzt, da dieser das integrierte Funktionieren des gesamten Organismus gewährleiste, sowie der Tod der Person, der mit dem Tod des Kortex einsetzt, da dieser Bewusstsein und mentale Aktivität hervorbringe. Individuen im dauerhaften Koma sollten als Organspender verwendet werden; da sie keine Personen mehr seien, sei ihre Tötung nicht verwerflicher als das Töten einer Pflanze“ (ebd.).

An keiner Stelle aber steht im Transplantationsgesetz, dass der Hirntod der Tod ist. Damit haben die Abgeordneten bei der Verabschiedung des Gesetzes 1997, eine Organentnahme nach dem Hirntod erlaubt, ohne zu sagen, dass der Hirntod den Tod bedeutet. Vielleicht haben sie sich absichtlich nicht festlegen wollen, da bereits 1995 Gehirnforscher und andere Wissenschaftler feststellten, dass die Gleichsetzung von Hirntod und Tod aus physiologischer Sicht unhaltbar sei. Sabine Müller weist auf eine Erklärung hin, die die Kritiker Mitte der Neunziger Jahre veröffentlichten und in der sie sich für ein verfassungsgemäßes Transplantationsgesetz und gegen die Gleichsetzung hirntoter Patienten mit Leichen aussprechen (vgl. ebd.). Und bereits zwei Jahrzehnte zuvor, wie Müller weiß, habe der Philosoph Hans Jonas dafür plädiert, „den Komapatienten oder den Hirntoten im Zweifel so zu behandeln, als sei er noch auf der Seite des Lebens, da wir die exakte Grenze zwischen Leben und Tod nicht kennen, und der Mensch nicht von seinem Körper zu trennen oder im Gehirn zu lokalisieren sei“ (ebd.).

Da mir das Hirntod-Kriterium noch keine klare Antwort auf meine Frage, was der Tod sei oder wann der Mensch für tot erklärt wird, geben konnte, möchte ich noch einen weiteren Schritt auf dem Umweg Organspende gehen und nach dem Kriterium Herzstillstand fragen. In Deutschland ist eine Spende nach Herzstillstand per Gesetz verboten. Es dürfen auch keine Organe verpflanzt werden, die von solchen Spendern stammen. Gerhard Deter gibt hierüber Aufschluss:

„Lange Zeit galt der irreversible Kreislaufstillstand, also das unwiederbringliche Aussetzen der Herz- und Atmungstätigkeit, als Kriterium des Todes. Durch die Erfindung der Herz-Lungen-Maschine 1952 sowie Fortschritte auf den Gebieten der Notfall- und Intensivmedizin wurde die Annahme der Irreversibilität dieses nunmehr als klinischer Tod bezeichneten Kriteriums widerlegt“ (Deter 2012, S. 5).

Allerdings sei an dieser Stelle kurz erwähnt, dass eine Spende nach Herzstillstand in fast allen Nachbarländern Deutschlands zulässig ist. Zudem weist Alard von Kittlitz darauf hin, dass im Jahr 2011 die Deutsche Transplantationsgesellschaft das Gesundheitsministerium aufforderte, dass es aufgrund des Mangels an Spenderorganen auch hierzulande notwendig sei, über Möglichkeiten zur Einführung der Organentnahme nach dem Herzstillstand zu diskutieren (vgl. von Kittlitz 2012). So halte ich fest, dass aktuell in Deutschland der Eintritt des Todes über den Hirntod und

Herz-Kreislaufstillstand eines Menschen definiert wird, wobei für die Möglichkeit, Organe oder Gewebe nach seinem Tod spenden zu können, der Hirntod als entscheidendes Kriterium gilt.

Die Herz-Lungen-Maschine, die Deter oben erwähnt, führt mich zurück zu der kulturwissenschaftlichen Annahme, dass die Lebenswissenschaften das Zeitalter der Konstruktion aktiv mitgestalten. Die künstliche Beatmung wirft bei mir die Frage auf, ob sie eigentlich einen natürlichen Prozess nur künstlich unterstützt oder ob der medizinische Apparat bereits die natürliche Funktion des Körpers übernimmt. Diese Frage wird offen bleiben. Festhalten kann ich bislang allerdings, dass die Lebenswissenschaften und konkret die Medizin, einen großen Teil zu unseren allgemeinen Ansichten und Umgangsformen mit Sterben und Tod beitragen. So hat meine Suche nach einer Antwort auf die Frage, wann der Mensch tot sei, neben mehreren Antworten auch weitere Fragen in mir aufgeworfen: Welche medizinischen Maßnahmen möchte ich in Anspruch nehmen, wenn ich einmal schwerkrank sein sollte und zu welchem Zeitpunkt kann ich mir hierzu eine treffende Meinung bilden? Welche Mitbestimmungsmöglichkeiten bleiben mir überhaupt im sogenannten präfinalen Stadium? Fragen über die ich mir an anderer Stelle Gedanken machen möchte und die mir gleichzeitig die Dimension und Tragweite des Themas Tod vor Augen führen. Abschließen möchte ich dieses Unterkapitel mit folgendem Gedanken: Medizin kann helfen, im Idealfall heilen oder Schmerzen lindern und somit schwerkranken oder sogar sterbenden Menschen und mitfühlenden Angehörigen ein wenig die Angst und das Leid nehmen. Medizin bewirkt aber auch, dass wir uns vom natürlichen Tod ein Stück weit entfernen, weil wir ihn kontrollieren und seinen Verlauf bestimmen wollen. Beim Vorgang der Geburt gibt es ähnliche Tendenzen: Kontrolliert getaktete Kaiserschnittgeburten versprechen planbares Glück. Hier sind sich Anfang und Ende des Lebens nahe. Beide sind ihrem Ursprung nach sehr individuell und unvorhersehbar, doch offensichtlich tun wir uns nicht leicht damit, dieses Wagnis zulassen zu können.

1.2 Tabuthema Tod?

Jeder von uns kann durch einen Unfall oder eine plötzliche Krankheit sterben. Dieses Risiko ist uns durchaus bewusst. Und doch machen wir um unser eigenes Testament, um Patientenverfügungen oder den Organspendeausweis einen großen Bogen. Wir haben Hemmungen, mit einem Todkranken offen darüber zu sprechen, dass er sterben wird. Sterben und Tod kennen wir genau, aber eben nur aus zweiter Hand, durch die Medien. Wie kommt es zu unserer Kultur des Todestabus? Ist es überhaupt noch zeitgemäß von einem Tabu des Themas zu

sprechen und wenn ja welche Funktion hat diese Ausblendung von Sterben und Tod im Alltag? Diese Unwissenheit und die Frage, ob die Verdrängung der Endlichkeit ausreicht, um der Umschreibung als Tabu gerecht zu werden, soll das Fragezeichen in der Überschrift transportieren. Rolf-Peter Lange, ehemaliger Vorsitzender des Verbands Deutscher Bestattungsunternehmen, nennt die lange andauernden Weltkriege im letzten Jahrhundert als eine mögliche Ursache im Zusammenhang mit der Todesverdrängung: „Alle Familien waren durch den Krieg mit dem Tod konfrontiert und anschließend herrschte in Deutschland die Tendenz vor, über den Tod nicht mehr zu reden, um die Grausamkeiten und das Leid, welche unmittelbar mit ihm verbunden wurden, zu verdrängen“ (Gottberg 2007, S. 37). Hier stellt sich die interessante Frage, auf die später näher eingegangen werden soll, wie die nachfolgenden Generationen mit dem brisanten Thema umgehen. Eine andere Vermutung hat Birgit Richard aufgegriffen: „Der Tod wird im 20. Jahrhundert verdrängt, die Menschen haben sich von allen traditionellen Ritualen entfernt, und sie sind deshalb nicht mehr in der Lage Tod zu verarbeiten“ (Richard 1995, S. 8). Sie nennt Philippe Ariès, als einen Vertreter dieser These, und entgegnet ihm, dass der Umgang mit dem Tod im ausgehenden 20. Jahrhundert durchaus Anlass für zahlreiche Diskussionen geboten habe, sowohl in nahezu allen Disziplinen der Geisteswissenschaften, als auch in den Massenmedien und in der Alltagspraxis sei es behandelt worden (vgl. ebd.). Wenn wir von einem Tabu im Zusammenhang mit Tod sprechen, dann meinen wir damit, dass gesellschaftliche Bereiche des Todes existieren, die nicht sichtbar oder verdeckt sind und dies auch bleiben sollen. Richard möchte nicht bestreiten, dass im Kontext von Tod, Sterben und toter Körper Kommunikationsstörungen existieren, die vor allem durch die Entwertung selbstverständlicher Rituale entstanden seien (vgl. ebd.). Spirituelle Rituale haben sicher auch die Aufgabe, den Gläubigen ein Stück weit die Angst vor dem Tod zu nehmen. In den 30 Gesprächen, zwischen sterbenden und jungen Menschen, die ich im vergangenen Jahr gefilmt habe, wurde insbesondere die Angst vor dem Tod nahestehender Personen, „das verlieren der Liebsten“ genannt sowie die Befürchtung geäußert, dass das Lebensende einmal von schweren Erkrankungen und starken Schmerzen geprägt sein könnte oder das man alleine sterben müsse.

Allerdings macht es uns die Entwicklung der Medizin und die damit einhergehende höhere Lebenserwartung relativ leicht, den Tod zu verdrängen. Im Gegensatz zu früheren Generationen vergehen heute wohl durchschnittlich 15-20 Jahre ohne dass ein Angehöriger stirbt. Früher gehörten das Miterleben des Sterbens und der Anblick eines toten Menschen noch zu den existentiellen Erfahrungen, die Kinder zu Hause machen konnten. Diese direkte Auseinandersetzung fehlt heute vielen Menschen. Krankheit, Sterben und Tod, Gefühle der Hilflosigkeit und der Trauer sind auch schwer zu ertragen in einer Gesellschaft, die auf Wachstum,

Leistungsoptimierung und Funktionalität ausgerichtet ist. So ist anzunehmen, dass sich die Angst vor dem Tod unter anderem in der Scheu vor der menschlichen Leiche manifestiert. Nichts führt dem Menschen das Bewusstsein der eigenen Endlichkeit so sehr unmittelbar vor Augen wie ein toter Körper. Viele fürchten diese Konfrontation und versuchen sie daher zu vermeiden. Christian Schulz hat eingangs bereits auf die heutige Institutionalisierung des Sterbeprozesses, also auf die professionelle Betreuung Sterbender in speziellen Einrichtungen, hingewiesen, was uns zeigt, dass die Toten immer mehr aus ihrer Mitte verbannt werden. Diese Entwicklung kommt somit dem menschlichen Bedürfnis der Todesverdrängung entgegen, führt jedoch auch dazu, dass bestimmte Ängste, ob rationale oder irrationale, und Unwissenheit bezüglich des Todes und der Toten auch im Informations- und Technologiezeitalter fortbestehen. Julia A. Glahn merkt zudem an, dass für die Tabuisierung des Todes die Scheu vor ihm allein nicht ausreiche. „Vielmehr ist es das Spannungsverhältnis, das sich zwischen Abscheu und Faszination entfaltet, das die Entstehung und Wirkungsmacht des Tabus ermöglicht“ (Glahn 2010, S. 504 f). Weiter schreibt sie: „Der Tod als etwas, das allen Menschen bevorsteht, sie gewissermaßen absolut egalisiert, sich aber gleichzeitig jeder individuellen menschlichen Erfahrung widersetzt, übt nicht nur Schrecken, sondern vielfach auch die Faszination des Unbekannten und Unbegreiflichen aus, die sich aus der Neugier des Menschen speist“ (ebd.). Zudem verknüpfen einige von uns mit dem Tabu Tod weitere Tabus (abergläubischer oder religiöser Herkunft) wie beispielsweise die Angst vor der Wiederkehr der Toten, wenn sie ihren Frieden und ewige Ruhe nicht finden können oder den Brauch, direkt nach dem Tod ein Fenster oder eine Tür zu öffnen, damit die Seele in den Himmel auffahren kann. Als kurze Zwischenbilanz halte ich fest, dass wenn auch das Bedürfnis nach einem Sterben in Würde und Gemeinschaft für den einzelnen Menschen von entscheidender Bedeutung ist, so werden dennoch die Gewissheit des Todes und die Realität des Sterbens weitgehend ausgegrenzt. Die Verdrängung des Todes aus unserem Leben, schließt dabei gleichzeitig auch den sterbenden Menschen mit ein, denn er selbst sowie seine Angehörigen, die ihn begleiten, werden mit an den Rand gedrängt und schließlich in der Trauer allein gelassen. Sterben bedeutet daher heute oft Vereinsamung, Isolation und Ausgrenzung.

SIE WERDEN STERBEN – diese drei Worte sprangen so manchem Verkehrsteilnehmer Ende vergangenen Jahres förmlich ins Gesicht. Es handelte sich dabei um ein Werbeplakat vom *Ersten Deutschen Fernsehen*, das im Untertitel dazu einlud, gemeinsam über Sterben und Tod zu reden. Dafür organisierte die *ARD* eine ganze Themenwoche unter dem Motto „Leben mit dem Tod“, in der sie zahlreiche Beiträge zu drei großen Themenkomplexen zeigte. Die Schwerpunkte, zu denen verschiedene Autoren unterschiedliche Arbeiten für Fernsehen, Rundfunk und Internet

produzierten, waren: Wie wir sterben wollen, was am Ende bleibt und welche Rolle spielt der Tod in unseren Köpfen, wie reden wir darüber?

Die Aussage des Plakates ist für niemanden neu. Die Endlichkeit des Lebens ist uns Menschen bewusst, allerdings wird sie durch die Beanspruchung der aktiven Gestaltung des Daseins meistens vergessen. Vermutlich muss oder kann von vielen Menschen das Leben auch nur gelebt werden, wenn die eigene Endlichkeit nicht thematisiert wird. Die *ARD-Sender* haben sich dennoch gegen die Verdrängung und Sprachlosigkeit entschieden und dabei zahlreiche interessierte Zuhörer und Zuschauer erreicht. Eine Umfrage von *adeo-online* wollte im Nachgang wissen, wie die Themenwoche bei den Zuschauern angekommen sei und ob sie zur Enttabuisierung des Themas beitragen konnte. Das Ergebnis der Online-Befragung in Sozialen Netzwerken ist mit 100 Antworten sicher nicht repräsentativ, aber die Antworten deuten auf ein Gefühl der Wahrnehmung internetaffiner Menschen hin. Die Ergebnisse lassen sich wie folgt kurz zusammenfassen: Die Sendereihe wurde sehr gut wahrgenommen und bei fast der Hälfte der Befragten habe sie zur intensiveren Diskussionen über den Tod geführt. Genauso viele haben dadurch einen neuen Einblick in das Thema gewonnen. Dass Sterben und Tod in den Fokus gerückt wurde, finden 95 Prozent der Befragten gut. Lediglich 10 Prozent der Befragten empfanden die Art der Berichterstattung als bedrückend (vgl. adeo-online 2012).

Eine andere (repräsentative) Telefon-Umfrage mit 1044 Deutschen ab 18 Jahren lässt im Kern ebenfalls darauf schließen, dass Sterben und Tod kein Tabu mehr ist. Man kann sogar annehmen, dass sich die Bevölkerung eine intensivere gesellschaftliche Auseinandersetzung – beispielsweise mit Fragen zu Palliativmedizin und Hospizarbeit – wünscht, wie die Studie zeigt (siehe Forschungsgruppe Wahlen Telefonfeld August 2012). In Auftrag gegeben hat sie der Deutsche Hospiz- und Palliativverband, dem die Ergebnisse Aufschluss über Wissen und Einstellungen der Bevölkerung zum Thema Sterben und Tod geben.

Die Aussteller der Messe *Leben und Tod* haben bereits auf das öffentliche Interesse reagiert und die diesjährige Veranstaltung in Bremen zum ersten Mal auch für "Nicht-Fachleute" geöffnet. In England ist der Brite Jon Underwood noch einen Schritt weiter gegangen: Er veranstaltet ein sogenanntes *Death Cafe*, ganz nach dem Motto „mal schön über den Tod reden“ und habe zum Ziel das Tabuthema in die Öffentlichkeit zu bringen (vgl. Brown 2012). Underwood erklärt, dass er damit dem Schweizer Soziologen Bernard Crettaz folgt, der selbst schon mehr als 40 solcher *Cafés Mortal* in der Schweiz und Frankreich veranstaltet habe. Zu den Teilnehmern würden vor allem Menschen zwischen Mitte 20 und 30 Jahren zählen (vgl. ebd.). Der Death Cafe-Betreiber weiß aus welchen Gründen die jungen Leute zusammenkommen:

„Eine junge Frau hat seit ihrer Kindheit Visionen vom eigenen Tod und hatte zuvor niemandem davon erzählt. Eine andere Frau arbeitet in der Bestattungsindustrie und fragt sich, was einen guten und einen schlechten Tod ausmacht. Es geht um Ökobestattungen oder die Frage, wie man ein sinnvolles Leben lebt, einige erzählen Geschichten von verstorbenen Verwandten, andere reden über das Nachleben“ (ebd.).

Eine Tendenz, die die zunehmende Bereitschaft abzeichnet, sich in der Gesellschaft unbefangener und offener mit dem Themenkomplex Sterben und Tod auseinander zu setzen, konnte Max von Elverfeldt vor zwei Jahren weniger erkennen. Der junge Designer hat ein Bestatterset für Kinder entworfen und stieß damit vor allem bei Eltern auf gemischte Reaktionen¹. Mit dem Set habe er versucht die gängigsten Elemente unserer Trauerkultur im Stile eines Spielzeugs nachzuahmen. So gibt es einen Sarg aus Pappe und einen Grabstein, der in einem gewissen Rahmen gestaltet werden kann. Mit kleinen Stempeln lassen sich beigelegte Karten mit gängigen Motiven wie etwa der Rose oder einer Taube bedrucken und anschließend beschriften (vgl. Sommer 2011). Anhand dieser Vorgaben wird deutlich, dass sich das Set an der erwachsenen Lebenswirklichkeit orientiert. Man könnte es auch als eine Möglichkeit betrachten, sich mit den Grenzen unserer Bestattungskultur auseinanderzusetzen. „Viele junge Erwachsene, die die Bilder gesehen haben, fanden das befremdlich und in gewisser Form geschmacklos“ (ebd.) berichtet Max von Elverfeldt über Reaktionen auf sein Spielzeug. Er räumt ein, dass er verstehen könne, wenn das Set im ersten Moment zu Irritationen führe: „Denn natürlich stößt das im ersten Moment auf und steht im Gegensatz zu dem, was wir mit Kindheit assoziieren“ (ebd.). Ganz im Gegensatz dazu habe die Reaktion von Eltern gestanden, die bereits in der Situation gewesen seien, dass sie sich mit ihren Kindern auf Grund eines Todesfalls mit dem Thema auseinandersetzen mussten. Für sie sei das Set ein vorstellbares Produkt, zumindest als eine Art Lehrmittel, um auf eine Beerdigung vorzubereiten (vgl. ebd.). Als Designer versteht er es jedenfalls inhaltsstarke Provokationen zu kreieren, die zum Nachdenken anregen. Und warum sollten wir nicht einmal darüber diskutieren, warum Kinder anhand von Plastik-Arztkoffer oder Mini-Einkaufsladen andere Lebenswirklichkeiten vermittelt bekommen, Eltern aber meistens mit dem Thema Tod solange warten, bis wirklich jemand verstorben ist. Denn auch Kinder erleben über die Berichterstattung der Medien, wie täglich in Kriegen, durch Verbrechen oder Katastrophen gestorben wird. In ihrer Realität werden sie aber kaum mit dem Tod konfrontiert. Wie sollen Kinder diese Diskrepanz verstehen und verarbeiten? Dank *Harry Potter* hat der Friedhof jedenfalls schon Einzug in die *Lego*-Welt erhalten.

¹ Bilder zum Bestatterset: siehe Internetauftritt Maximilian von Elverfeldt http://dev.gruppe04.de/~fejngold/portfolio_eng/

1.3 Die neue Sichtbarkeit des Todes

Der Tod ist uns Lebenden ein dunkles Rätsel, das jenseits des Vorstellbaren liegt. Vermutlich fordert er uns gerade deshalb immer wieder dazu heraus, sich Bilder von ihm zu machen – „angstbesetzte und sagenumwobene, wissenschaftlich sezierende und phantastische, belustigende und mahnende“ (Marschall 2003, S. 6). Der Kulturanthropologe Philippe Ariès stellt fest „Der Tod ist bilderfreundlich“, weil „das Bild das dichteste und direkteste Ausdrucksmittel des Menschen angesichts des Mysteriums des Hingangs ist“ (Ariès 1984, S. 7). Mit der Einstellung zum Tod haben sich, laut Birgit Richard, auch dessen religiöse und künstlerische Inszenierungsformen in Abhängigkeit von geschichtlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Veränderungsprozessen gewandelt (vgl. Richard 1995, S. 49 ff). An dieser Stelle möchte ich allerdings nicht weit in der Geschichte zurückgehen, sondern gleich wenige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg einsteigen, zu der Zeit als über den Tod nicht mehr gesprochen wurde. In den 1950er Jahren kam das Fernsehen auf und aus heutiger Sicht können wir festhalten, dass wir seither täglich in den Nachrichten oder in Reportagen sehen, wie Menschen sterben. Susan Sontag war einst der Ansicht, dass maßloser Gebrauch von Bildern gegenüber fremdem Leid den Menschen abstumpfe. Einige Jahre später hat sie ihre Aussage dann revidiert. Heute ist sie der Auffassung: „Das Bild sagt: setz dem ein Ende, interveniere, handle. Und dies ist die entscheidende, die korrekte Reaktion“ (Sontag 2003). So rückt der englische Nachrichtensender *BBC* weitere Gräueltaten ins Bild, warnt aber seine Zuschauer vor: "The following report contains some disturbing images" (*BBC*, gesehen am 25.7.2013) (Der folgende Bericht enthält einige bestürzende Bilder). Neben den Nachrichtensendungen gibt es auch kaum einen Spielfilm, in dem der Tod nicht gezeigt wird. Einerseits haben wir uns daran gewöhnt den Tod zu sehen aber auf der anderen Seite – in unserem eigenen Lebensbereich – halten wir ihn auf Distanz.

„Hallo Tod! Was kommt, das geht!“ heißt eine neue Kindersendung, die im Rahmen der ARD-Themenwoche „Leben mit dem Tod“ entstanden ist und deren Titel ebenso gut eine neue Bewegung im Umgang mit Sterben und Tod bezeichnen könnte. Die Sendung sei „ein Angebot, damit Lehrer und Eltern mit Kindern zu diesem Thema ins Gespräch kommen“ heißt es auf der Internetseite von *Planet Schule*². Einige Beiträge zeigen, dass in anderen Gesellschaften schon längst viel natürlicher mit dem Tod umgegangen wird. Beispielsweise in Mexiko werden die Toten

² *Planet Schule* ist der Name einer Sendereihe, die unter der Sparte Schulfernsehen läuft und von *SWR* und *WDR* produziert und ausgestrahlt wird (siehe Internetauftritt: http://www.planet-schule.de/sf/php/02_sen01.php?sendung=8877)

verehrt und sind an Gedenktagen und zu Familienfesten dabei. Aber auch bei uns sei es gerade früher üblich gewesen, „dass die Alten nach ihrem Ableben von der Familie, vom Dorf oder von der Nachbarschaftsgemeinde versorgt wurden“ (Gottberg 2007, S. 37), berichtet Rolf-Peter Lange. „Man hat die Toten gesehen, sie angefasst und gepflegt, [...] die Kinder wurden nicht hinausgeschickt, wie wir es uns in den letzten 30 oder 40 Jahren angewöhnt haben“ (ebd.). Er ist der Meinung, dass die Besorgnis, dass Kinder nicht mit dem Tod in Berührung kommen sollen völlig unbegründet sei und weist darauf hin, dass man in anderen Gesellschaften „viel unverkrampfter und natürlicher damit umgehe“ (ebd.).

In diesem Unterkapitel möchte ich nach medialen Todesbildern suchen und herausfinden, was Thomas Macho mit seiner These von der „neuen Sichtbarkeit des Todes“ (Macho/Marek 2007, S. 251) meint. Mit den letzten Beispielen habe ich den neugierigen Umgang von Kindern mit dem Thema Sterben und Tod angerissen, um später mögliche Unterschiede zu den darauf folgenden Lebensjahren skizzieren zu können. Nun möchte ich den Fokus wieder auf Jugendliche und junge Erwachsene lenken: Wo finden ihre Berührungspunkte in der realen Welt und der Medienwelt mit Sterben, Tod und Leichen statt?

„Bist du nicht auf *facebook*, gibt es dich nicht“ gilt für viele Jugendliche und neuerdings könnte man hinzufügen: Gibt es dich, so Sorge bitte auch für deinen (digitalen) Nachlass. Soziale Netzwerke wie *facebook* helfen ihren Usern dabei ihren digitalen Tod vorzubereiten. Persönliche Daten, Bilder, Videos und E-Mails – unser digitales Vermächtnis kann äußerst umfangreich sein und in irgendeiner Art und Weise sind wir wohl fast alle online erfasst. So können diejenigen, die schon zu Lebzeiten ihr Erbe selbst in die Hand nehmen wollen, im herkömmlichen Testament auch ihre Zugangsdaten und Passwörter schriftlich festhalten und regeln, ob die Accounts gelöscht oder den Angehörigen übergeben werden sollen. Bestehe kein digitales Testament, liege das Social-Media-Vermächtnis in den Händen der Angehörigen, wie Andrea Suhn weiß (vgl. Suhn 2012). Wer seine Hinterbliebenen damit nicht belasten möchte, der hat die Möglichkeit, einen „Digitalen Nachlassverwalter“ zu engagieren, der gegen Bezahlung E-Mail-Passwörter und Zugangsdaten von Social-Media-Portalen verwahrt. Nach dem Tod werden dann auf Wunsch Profile gelöscht, persönliche letzte Worte per E-Mail verschickt oder ein letzter Gruß des Verstorbenen auf die *facebook* timeline gepostet. Denjenigen, die sich selbst darum kümmern wollen, bietet *facebook* eine Anwendungssoftware (App), die nach dem Ableben Status-Updates auf die eigene Pinnwand postet. Außerdem bietet *facebook* die Möglichkeit, Profile von Verstorbenen in einen Gedenkstatus zu versetzen. Angehörige oder Freunde können diesen Status beantragen und dem Verstorbenen somit weiterhin auf die digitale Pinnwand schreiben.

Diese Varianten, der Verabschiedung per Internetdienste, mögen auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen, obwohl sie im Kern recht herkömmliche Trauerriten wie das Kondolenzbuch oder den Nachruf in der Tageszeitung aufgreifen. Gedenkseiten auf *facebook* und in Form von Blogs oder sogenannten Memorial-Websites (beispielsweise die seit 13 Jahren gepflegte Website *www.trauer-um-florian.de*) erscheinen eben nur zeitgemäßer. An dieser Stelle seien auch die vielen Online-Gästebücher, in denen Menschen ihre Trauer um einen geliebten Menschen formulieren, und Gedenkvideos mit Kommentarfunktion auf *YouTube*, erwähnt. Denn diese Beispiele demonstrieren – auch im digitalen Zeitalter – ein großes Bedürfnis der Menschen nach kommunikativer Auseinandersetzung mit dem Tod. Allerdings sollte bei der Überlegung, ob man tatsächlich im Sinne des Verstorbenen handelt, nicht außer Acht gelassen werden, dass dieses massenmediale Gedenken – im Gegensatz zu früher – eine wesentlich höhere Reichweite mit sich bringt. Bei der Veröffentlichung der Videogespräche aus dem Projekt *30 Junge Menschen*, habe ich erfahren, wie irritierend und berührend die Situation für Hinterbliebene sein kann, wenn sie im Internet plötzlich wieder auf ihren geliebten verstorbenen Menschen treffen, noch dazu, wenn er im Bewegtbild nahezu lebendig erscheint.

Die Beispiele aus der digitalen Medienwelt deuten auf eine Öffnung für Themen rundum den Tod hin, wozu vor allem Internetnutzer und somit in großer Anzahl auch junge Menschen zählen. Im Gesamtbild bleibt allerdings der Eindruck, dass öffentliche Auseinandersetzungen mit dem Themenfeld Tod in mehr oder weniger abstrakten Diskussionen um Sterbehilfe und Patientenverfügungen stattfinden. Die eigene Sterblichkeit wird gerne ausgeblendet und das Interesse eher darauf gelegt, ein hohes Lebensalter zu erreichen – möglichst ohne Verlust an Schönheit, Selbstbestimmtheit, sozialen Beziehungen und Gesundheit. In diese Art von Lebensperspektive passt der tote Körper nicht hinein, er stört, oder symbolisiert vielmehr die Störung. Somit ist auch der öffentliche Umgang mit toten Körpern ein kritisches Unterfangen. Denn bei der allgemeinen Frage nach Leben und Tod treffen gesellschaftliche, kulturelle und spirituelle (vor allem religiöse) Meinungsverschiedenheiten aufeinander. Dies bietet gewissermaßen den Nährboden für unzählige massenmediale Inszenierungsformen, die von Tod und Sterben handeln und ein Millionenpublikum finden. Gerade im Umfeld fiktiver Darbietungen sind seit dem Jahr 2000 vermehrt Produktionen entstanden, die sich mit dem Tod in unterschiedlicher Qualität und unter Einbeziehung verschiedener Hintergründe befassen. Beispiele sind Fernsehserien wie *Six Feet Under* (2001-2005) oder *Body Farm* (seit 2012) sowie *CSI: Crime Scene Investigation* (seit 2000), inklusive den hieraus entstandenen Ablegern *CSI: Miami* (2002-2012) und *CSI: New York* (2004-2013). Der Tod ist demnach im Medienalltag und

als solcher wiederum im öffentlichen Raum jederzeit sichtbar. Petra Missomelius macht im Zusammenhang mit dieser öffentlichen Präsenz allerdings darauf aufmerksam, dass weder die Last des individuellen Schmerzes noch die Brutalität des erlebten Todes inbegriffen seien: „Persönliche Betroffenheit im Trauerfall ist für andere kaum bemerkbar“ (Missomelius 2008, S. 9), stellt sie fest. Auf Thomas Macho geht die These von der „neuen Sichtbarkeit des Todes“ zurück (Macho/Marek 2007, S. 251). Er formuliert hiermit seinen Eindruck, dass gegenwärtig in den Medien so viele Leichen zu sehen seien wie nie zuvor. Diese Ansicht teile ich und denke dabei in erster Linie an die zahlreichen neuen und sehr erfolgreichen Kriminalserien, zu deren Handlungsabläufen in der Regel sehr anschauliche und ausführliche Szenen forensischer Beweisaufnahmen an Leichen gehören. Hier zeichnet sich für mich eine andere Qualität der Darstellungs- und Inszenierungsweise ab. Sehr nahe, teilweise penetrante Kameraeinstellungen die bis in Körperöffnungen hineinragen und Bilder, die grausame Verletzungen darstellen und zudem plötzlich „auftauchen“, geben mir das Gefühl einer intensiveren Beanspruchung beim Schauen und Verarbeiten dieser Szenarien. Die ständig verbesserte technische Bildqualität, die sich vor allem in einer hohen Auflösung widerspiegelt, tut ihr übriges hinzu. Die Präsenz des Themas Pathologie in den Medien könnte darauf hinweisen, dass wir versuchen einen Weg zu finden, den extremen Anblick des toten Körpers in die gesellschaftliche Bilderwelt zu integrieren. Hans Belting warnt allerdings: Wir dürfen die neue Sichtbarkeit der Toten nicht mit der Sichtbarkeit des Todes verwechseln. In Wirklichkeit ersetzen wir die Bilder, die wir nicht ertragen, durch Bilder, die wir aushalten (Belting zitiert nach Assheuer 2009, S. 2). Man kann demnach festhalten, dass wir den Tod heute nicht mehr privatisieren oder verdrängen, im Gegenteil, wir stellen ihn sogar zur Schau. So ist der Tod allgegenwärtig und gegebenenfalls auch ein Stück weit entschärft.

Zusammenfassung der gegenwärtigen Betrachtungen zu Tod und toten Körpern

Die Zahl der alten Menschen, die gänzlich oder nahezu gänzlich allein sind, ist nach Auffassung von Reimer Gronemeyer groß, „und sie dürfte eher wachsen“, prognostiziert er (Gronemeyer 2007, S. 272). Im Krankenhaus, Altenpflegeheim, im Hospiz oder auch allein in ihrer Wohnung würden immer häufiger Menschen sterben, deren Familien nicht präsent ist – weil es sie nicht mehr gibt, oder weil es keinen Kontakt mehr zu ihnen gibt (vgl. ebd.). Die Arbeit von „Spezialisten für das Lebensende“ (Schnell/Schulz 2010, S. 4) wie Palliativmediziner, Pflegediensten oder Hospizen sei eine Antwort auf diese Situation. Spezialisten erledigen Arbeiten, die die Bürgergesellschaft nicht aus sich heraus verfolgt, schlussfolgern Schnell und Schulz: „Wir haben das Sterben hinter

professionelle Mauern verlegt. Doch es ist dadurch nicht verschwunden. Im Gegenteil, in der sterilen Einsamkeit holt es uns oft umso brutaler ein“ (ebd.).

Während sich manche Experten und Wissenschaftler heute uneinig darüber sind, ob das Thema Sterben und Tod in der gesellschaftlichen Realität verdrängt wird, ist beides in den Medien dafür umso präsenter. Täglich werden wir mit dem Lebensende in den Medien konfrontiert. Die Art und Weise der Darstellungsform ist dabei sehr unterschiedlich. Hohe Aufmerksamkeit und Beliebtheit kommt den fiktiven Todesdarstellungen in Spielfilmen oder TV-Serien zu. Hier sind es vor allem Serienformate die den Beruf des Gerichtsmediziners und unzählige Leichen in den Fokus von Krimisendungen rücken. Viel mit der Realität habe das allerdings nicht zu tun, weiß der Kriminalbiologe Mark Benecke (vgl. Kruse 2012). Er würde vermutlich sagen: „Da ist was faul“. Parallel dazu entwickeln sich im Internet neue Formen der Trauerbewältigung. Man kann beobachten, dass Seiten in sozialen Netzwerken von Freunden und Angehörigen zu Gedenkortern transformiert werden, wenn ein Nutzer verstirbt. Dort werden dann Erinnerungen ausgetauscht und Nachrichten, an den Verstorbenen adressiert. Allerdings stößt das virtuelle Trauern auch an seine Grenzen wie Max von Elverfeldt anmerkt: „Über *Skype* kann ich kein Taschentuch reichen. [...] Im Endeffekt muss ich trotzdem selber abwägen, ob es reicht eine *Facebook*-Nachricht zu schreiben, zwei Stunden zu telefonieren oder ich mich doch in den Zug setze und der Person persönlich beistehe“ (Sommer 2011). Man darf daher annehmen, die Medien kompensieren die Verdrängung und helfen uns dabei ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass sich der Tod real nicht verdrängen lässt.

Eine andere Perspektive eröffnet Petra Missomelius: „Wo konfessionelle Angebote den Menschen im Umgang mit dem Tod nicht entsprechend zu unterstützen scheinen, spielen die Kommunikationsangebote digitaler Medien eine tragende Rolle“ (Missomelius 2008, S. 13). So bieten die elektronischen Kommunikationsmöglichkeiten nach ihrer Auffassung die Chance, Barrieren und Sprachlosigkeit bezüglich des Umgangs mit dem Tod und Sterben zu überwinden, ohne explizit die Privatsphäre des Individuums aufzubrechen (vgl. Missomelius 2008, S. 13). Man kann also von einer Verschiebung der Bereiche Tod und Sterben sprechen – aus der Realität in die Medien. Damit kann auch Ariès These von der Verdrängung und Tabuisierung des Todes in unserer Gesellschaft³ widerlegt werden. Der Tod wird nicht zum Verschwinden gebracht, sondern findet vielmehr, wie Birgit Richard es formuliert, „im Zeitalter optischer Speichermedien neue Symbolisierungsorte“ (Richard: 1995, S. 8).

³ Sterben und Tod werden heute als wesentlicher Teil der Privatsphäre betrachtet. Gestorben wird nicht mehr in der Öffentlichkeit, auch in der Familie stirbt man kaum mehr, man sieht das Sterben nicht. Es ist "medikalisiert" (Ariès 1982, S. 775).

Zusammenfassend bleibt nach Auffassung von Missomelius die Erkenntnis,

„dass eine fehlende Erfahrung im realen Umgang mit den Toten zu konstatieren ist. Dieses Erfahrungsdefizit führt zu Hilflosigkeit und Ablehnung, findet aber in den medialen Ausprägungen ein Angebot zur positiven Beschäftigung mit dem Tod im Medienalltag. Die Medialität des Todes [...] ist als Kennzeichen eines gewachsenen Interesses an einer realitätsgerechten Betrachtung des Todes zu lesen“ (Missomelius 2008, S. 13).

Hinzu kommt, dass durch die Umstrukturierung der Einwegkommunikation in den Medien auch zunehmend unserem Bedürfnis nach einer Art von Austausch über den Tod entsprochen wird. Im Rahmen der ARD-Themenwoche wurden beispielsweise Zuhörer und Zuschauer verstärkt zum Dialog via Chat, Sozialen Netzwerken oder Kurzmitteilungsdienst eingeladen. So konnten sie sich in unmittelbarer Nähe zu den einzelnen Beiträgen äußern und austauschen.

2 | REST IN PEACE – TODESREPRÄSENTATION IM DOKUMENTARFILM

Der Tod ist offensichtlich und vielschichtig in den Medien präsent, von einer generellen Verdrängung in unserer Lebenswelt kann daher aus meiner Sicht nicht mehr die Rede sein. Aber was genau wird vom Tod repräsentiert, welche Inszenierungs- und Darstellungsformen werden genutzt und welche gemieden? Um Antworten auf diese Fragen finden zu können, schaue ich mir im zweiten Kapitel einen Teilbereich der audiovisuellen Medien – den Dokumentarfilm – genauer an. Die meisten deutschsprachigen Filme dieser Gattung, konzentrieren sich auf historische Ereignisse (*Stalins Tod*, ARD), Menschen mit lebensverkürzenden Krankheiten (*Dies bisschen Leben*, SWR), Sterbende (*Berührungängste*, *Medienprojekt Wuppertal*) oder juristische Fragen um die Sterbehilfe (*Sie bringen den Tod – Sterbehelfer in Deutschland*, *Die Story* ARD). Hier steht offensichtlich die Auseinandersetzung mit dem Lebensende im Vordergrund. Nur selten aber werden in non-fiktionalen Filmen Leichen gezeigt (*Die Kuckelkorns - Ein Leben für den Tod*, VOX). Aus forschungsökonomischen Gründen ist es mir nicht möglich alle Todes-Dokumentationen zu untersuchen, weshalb ich gezielt einen Film aus der Grundgesamtheit auswähle. Dabei bin ich mir bewusst, dass dieses gezielte Auswahlverfahren nicht den Anforderungen einer Stichprobe (wie sie die Sozialwissenschaftliche Forschung stellt) gerecht wird. In diesem Fall aber geht es mir vielmehr darum, sich auf das Besondere (Exemplarische) einlassen zu können.

Dokumentarfilmerinnen wie Andrea Morgenthaler stellen sich der Herausforderung, im wirklichen Leben Geschichten zu finden, die einen Erzählbogen bieten. Wenn nun Leichen im Mittelpunkt des Films stehen, scheint die Geschichte bereits erzählt zu sein. Morgenthalers Ausgangsfrage lautet allerdings: „Tot sein und was jetzt?“ (Morgenthaler 2010a). Der Film, um den es hier geht und den ich exemplarisch für meine Untersuchung auswähle, heißt „Rest in Peace“. Ich habe den Eindruck, er zeige den Tod und tote Körper auf eine „unverblünte“ und ehrliche Art und Weise. Mich interessiert, welche Botschaft hinter einem Film steckt, der uns die Endlichkeit anhand von toten Körpern radikal demonstriert. Außerdem möchte ich wissen, was junge Menschen von dieser Art der „realen“ Todesdarstellung halten.

2.1 Filmvorstellung

In *Rest in Peace* (Ruhe in Frieden) geht es um Leichen, um die Welt der Toten, um Verwesung und Verfall. Andrea Morgenthaler, die österreichische Regisseurin des 90-minütigen Dokumentarfilms, sucht nach Antworten auf die Fragen: Was geschieht nach dem Tod und welche

unterschiedlichen Wege gehen die sterblichen Überreste? Um mehr über das elementarste Thema der Menschheit zu erfahren, sucht sie weltweit Menschen auf, die in ihrem Alltag auf praktische oder wissenschaftliche Weise mit leblosen Körpern zu tun haben. So ist ein dokumentarischer Kinofilm entstanden, der in acht Episoden Einblicke in die Arbeit von Bestattern, Biologen, Wissenschaftlern oder Künstlern gewährt. In Arizona beispielsweise, frieren Kryoniker „betuchte“ Leichen ein, die später, wenn die Technologie oder Medizin weit genug fortgeschritten ist, um ihre Krankheiten zu heilen, wiederbelebt werden sollen. Ein Wiener Künstler malt stattdessen das farbenfrohe Innere von Toten, um sich seinem eigenen Tod zu nähern. Aber auch als „ökologisches Problem“ (Morgenthaler 2010a) und als „menschliches Ersatzteillager“ (ebd.) wird der Tote thematisiert, sodass am Ende ein vielfältiges Gesamtbild entsteht und der Zuschauer erahnen kann, was einmal von ihm bleibt.

Informationen zur Regisseurin und zur Produktion

Andrea Morgenthaler ist 1957 in Achern (Österreich) geboren und in Sao Paulo und Wien zur Schule gegangen. Sie studierte Psychologie, Philosophie und Pädagogik und promovierte 1982 in Psychologie an der Universität Wien. Anschließend absolvierte Morgenthaler ein Volontariat beim Südwestfunk in Baden-Baden, wo sie später auch im Landes- und Kulturprogramm diverse Beiträge produzierte. Die Filme, die sie seit 1990 als freischaffende Autorin und Regisseurin gedreht hat, sind überwiegend in Zusammenarbeit mit ARD und dem *Bayrischen Rundfunk* entstanden. *Rest in Peace*, von *Dor Film* produziert, ist ihr erster Kinofilm. Er wurde 2010 im österreichischen Kino aufgeführt und lief im gleichen Jahr beim *53. Internationalen Leipziger Festival für Dokumentar- und Animationsfilm*. Ausgezeichnet wurde sie u.a. 1990 mit dem *Grimmepreis* für den Film „Die Reise der Kinder von La Guette“ (ARD, 90 Minuten) und 2005 mit dem *Bayrischen Fernsehpreis* für die 3-teilige Serie „Joseph Goebbels“ (ARD, jeweils 45 Minuten) (vgl. Pollach/Tischel 2010, S. 4).

Bevor ich in Kapitel 2.2 eine Filmanalyse durchführe, möchte ich zunächst den Hintergrund der Kinofilmproduktion anschneiden. Das Hauptaugenmerk habe ich dabei auf die Frage nach der Idee zum Thema und dessen inhaltliche und gestalterische Umsetzung gelegt. Die nachfolgenden Informationen sind einem Gespräch zwischen dem Produzenten Kurt Stocker und dem Interviewer Roman Scheiber entnommen (siehe Pollach/Tischel 2010, S. 10-21).

Produzent Kurt Stocker über den Zugang zum Projekt:

„Ich bin in einem Ort aufgewachsen, wo man als Kind noch Tote gesehen hat. Bei uns zu Hause in der Obersteiermark, in Ramsau am Dachstein, gibt's die Hausaufbahrung. Wenn einer stirbt, dann wird der in einem Zimmer im Haus aufgebahrt und dann kommen die Verwandten und Freunde und Nachbarn. Das ist ein Ritual, das bis zum Tag vor dem Begräbnis stattfindet. Wenn der Sarg dann unten ist und man zur so genannten Todessuppe geht, dann empfindet man – weil diese Rituale so gut funktionieren – Erleichterung, weil man das durchgemacht und quasi eine ritualisierte Verabschiedung vollzogen hat. Es ist eine Art, den Tod nicht so vom Leben wegzusperren, wie wir das in urbanen Zusammenhängen gewohnt sind. Mein Sohn, der in der Stadt aufgewachsen ist, hat in seinen 20 Lebensjahren noch nie eine Leiche gesehen. Ich finde es ein Problem, dass wir den Tod aus dem Leben so aussperren, denn er gehört eigentlich dazu. [...] Vor sechs oder sieben Jahren war ich in dieser Kapuzinergruft in Palermo. [...] Dann geht man runter in die Gruft und steht auf einmal zwischen 4.000 Trockenleichen. Das ist eine Konfrontation mit dem Tod und mit unserer Existenz, die ich so zuvor noch nicht erlebt hatte. [...] Das Erlebnis hat mich zur Überzeugung gebracht, dass man den Tod als eine Gewissheit visualisieren muss. Das war die Idee des Films“ (ebd. 2010, S. 17 f).

Produzent Kurt Stocker über die Darstellungsweise toter Körper im Film:

„[...] Es ist den Menschen zuzumuten. Angesichts des Materials, das wir gedreht haben, haben wir uns ohnehin sehr zurück gehalten. Da sind wir wieder genau beim Thema: Wir sperren und wir halten das weg, obwohl es passiert. Wir tabuisieren viele Dinge. Wir tabuisieren nicht nur das Sterben, sondern auch schon das Altern und das, was im Alterungsprozess mit den Menschen passiert“ (ebd., S. 21).

2.2 Filmanalyse

Als Dokumentarfilm stellt *Rest in Peace* „Ereignisse der sozialen Realität in medial bearbeiteter Form dar“ (Mikos 2008, S. 107). Somit ist er über den Inhalt und die Repräsentation mit gesellschaftlichen Diskursen verbunden, die ich in diesem Kapitel herausarbeiten möchte. Vier Arbeitsschritte der Analyse, die Lothar Mikos als „Grundoperationen“ (ebd., S. 82) bezeichnet, greife ich hierfür auf: „Beschreiben, Analysieren, Interpretieren und Bewerten“ (ebd.). Vordergründig gilt mein Erkenntnisinteresse der ästhetisch-gestalterischen Darstellungsweise und der dramaturgischen Inszenierung von toten Körpern. Daraus habe ich zwei Fragestellungen entwickelt: Welche Werte oder Haltungen vertreten die Protagonisten, die mit Toten zu tun

haben? Mit welchen Kamerapositionen und -einstellungen werden die Leichen präsentiert? Neben technischen Abspiegelgeräten habe ich ein Filmprotokoll als Hilfsmittel benutzt.

Beschreibung

Rest in Peace, produziert von *Dor Film*, ist ein 90-minütiger Kino-Dokumentarfilm, der im November 2010 in Österreich uraufgeführt wurde. Seit 2011 ist er auf DVD mit deutschen und englischen Untertiteln zu erwerben, da im Film vier verschiedene Sprachen gesprochen werden (Englisch, Deutsch, Nepali und Spanisch). Die *Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK)* hat die Dokumentation ab einem Alter von 16 Jahren freigegeben. „Tot sein und was jetzt?“ fragt die Regisseurin Andrea Morgenthaler auf ihrem Filmplakat. Ihr dokumentarisches Werk liefert daraufhin mögliche Antworten, erzählt aus der Perspektive von acht Protagonisten, für die der Umgang mit Tod oder toten Körpern zum Alltag gehört. Morgenthaler erzählt ihre Geschichten in acht aufeinanderfolgenden und beinahe gleichlangen Episoden.

Ganz zu Beginn des Films werden die Produktionsstätte und Produzenten namentlich per Schriftzug erwähnt. Dann startet eine Art Vorspann: Wir sehen Bilder scheinbar endloser Reihen mumifizierter Leichen. Stehende und liegende Körper in einem Raum ohne Fenster, schmal und sehr hoch. Schief hängende Schädel, dunkle Augenhöhlen, aufgerissene Münder, Kleidungsfetzen, die ausgetrocknete Körper verhüllen. Lebensfrohe-heitere Musik untermalt die Szenerie, die nicht verortet wird, von der man aber mit theoretischem Vorverständnis annehmen kann, dass es sich um die Kapuzinergruft in Palermo handelt. Es folgt eine Schwarzblende und der Titel sowie die Filmemacherin werden bekannt gegeben. Die anschließende ERSTE EPISODE des Films beginnt mit einer Interviewsequenz des Bestatters Isaiah Owens aus Harlem, New York (Informationen über Name, Beruf und Ort des Schauplatzes werden jeweils in den ersten Sekunden einer jeden Episode eingeblendet). Wir können Owens bei seiner Arbeit begleiten und sehen wie er Leichen für Aufbahrungen herrichtet und ihre Schönheit konserviert. Watte wird unter die Augenlider gestopft und „Botox für Tote“ (Morgenthaler 2010a, Min. 6:43), wie er das Mittel nennt, in schlaffe Gesichtspartien gespritzt⁴. Ein letztes Mal wird der Sitz der Frisur geprüft, ehe die Trauergemeinde Abschied nehmen kann. „Ich Sorge dafür, dass die Leute so aussehen, als wären sie im Himmel“ (ebd., Min. 4:40), beschreibt Isaiah Owens seine Tätigkeit. Er selbst habe „keine Angst vor dem Tod“ (ebd., Min. 2:16), er sei sich des Jenseits, in das er einmal gehen werde, bewusst (vgl. ebd., Min. 2:19, vgl. auch Min. 13:50). Mit dem Herrichten des Verstorbenen – so

⁴ Anmerkung: Alle angeführten Zitate aus dem nicht-deutschsprachigen Raum beruhen auf der deutschen Übersetzung, siehe Film-Untertitel.

wie er im Leben ausgesehen habe oder womöglich noch schöner (vgl. ebd., Min. 11:50) – wolle er auch den Hinterbliebenen die Angst nehmen (vgl. ebd., Min. 11:20) und dadurch die Trauer lindern, denn, so räumt Owens ein, „der Tod ist grausam und [...] hässlich“ (ebd., Min. 10:38). Die ZWEITE EPISODE führt mit dem deutschen Kriminalbiologen Mark Benecke nach Bukarest (Rumänien) ins Institut der Rechtsmedizin, wo er ein Seminar für forensische Insektenkunde gibt. Gemeinsam mit drei Kursteilnehmerinnen untersucht er eine Leiche. Zweck ist, anhand von verschiedenen Larven, die sich auf dem Körper und in Körperhöhlen befinden, Rückschlüsse über den Todeszeitpunkt und die Todesumstände ziehen zu können (vgl. ebd., Min. 24:30). Ekel empfinde er nicht dabei (vgl. ebd., Min. 23:20). Seine Arbeit sei vielmehr technisch, naturwissenschaftlich und rein an Fakten orientiert (vgl. ebd., Min. 21:25), die Leichen seien nur die „Spurentäger“ (ebd., Min. 21:11). „Was stirbt wird recycelt, wieder zurückgebracht in den Kreislauf des Lebens“ (ebd., Min. 26:37) beschreibt Benecke den Verwesungsprozess. In der DRITTEN EPISODE stellt Susanne Wiigh-Mäsak, ihre neue Bestattungsmethode vor, die sich „Promesa Organic“ nennt. Mit Hilfe des sogenannten „Promators“, einer technischen Anlage, wird der tote Körper zunächst in den Niedertemperaturbereich gekühlt. Gleich darauf findet eine Umwandlung zu biologischem Pulver statt, welches anschließend mit der Saat einer Pflanze eingegraben werden kann (vgl. ebd., Min. 37:59). Eine Untersuchung des Verbleibs menschlicher Überreste und damit einhergehende ökologische Belastungen der Umwelt, führten die schwedische Kompost Expertin dazu eine Alternative zur traditionellen Erd- oder Feuerbestattung zu suchen (vgl. ebd., Min. 34:45). Klaus Püschel ist der Hauptprotagonist der VIERTEN EPISODE, deren Schauplatz das Hamburger Zentrum für postmortale Gewebespende ist. Püschel will nach eigener Aussage „von den Toten etwas lernen, für die Lebenden“ (ebd., Min. 41:27) und er wolle „aus Toten alle Ressourcen herausholen, die den Lebenden nutzen“ (ebd., Min. 41:31). Die nachfolgenden Bilder zeigen den Rechtsmediziner bei der Entnahme eines Oberarmknochens sowie einer Hornhaut aus einem Leichnam. Die FÜNFTE EPISODE führt nach Nepal, genauer in die Stadt Pashupatinat, zu Gyan Prasad Acharya. Der Nepalese arbeitet im Krematorium und verbrennt tote Körper am Fluss Bagmati. Wer hier verbrannt wird, so behauptet er, „dessen Seele ist für immer gereinigt“ (ebd., Min. 49:56). Bekleidet mit einem großen weißen Tuch, schichtet er Holz über den Toten auf. Erst dann, wenn ihm die Angehörigen das Feuer übergeben, dürfe er die Leiche anzünden, berichtet Acharya (vgl. ebd., Min. 51:17). Der anschließende Verbrennungsprozess dauere etwa zwei bis drei Stunden (vgl. ebd., Min. 51:45). Kinder, die zuvor im Hintergrund Fußball gespielt haben, verdienen sich damit Geld, dem Feuerbestatter beim Löschen zu helfen. In der SECHSTEN EPISODE geht es um Aaron J. Drake und seine Arbeit bei Alcor. Die Firma ist in Phoenix (Arizona) ansässig und beschäftigt sich mit Kryonik. Leichen werden bei diesem

„wissenschaftlichen Experiment“ (ebd., Min. 66:54) in Stickstoff-Kesseln konserviert, mit dem Ziel, sie später wiederbeleben zu können. Rechtlich gesehen seien sie tot, „wir dürfen keine Patienten anrühren, bevor sie für klinisch tot erklärt wurden“ (ebd., Min. 61:56) erläutert Drake. Mit Hilfe einer Puppe wird der Weg demonstriert, den ein „Patient“ (ebd., Min. 59:10), wie Alcor ihre Leichen nennt, vom Transport über die Vorbereitung zur Konservierung geht. Zur Zeit warten 88 Patienten und 39 Haustiere in Kesseln auf ihre Wiedergeburt (vgl. ebd.). „Wir können soweit gehen“ (ebd., Min. 63:35), fügt Drake hinzu, „dass wir eine Zentralnerven-Trennung vornehmen“ (ebd.). Dabei würde der Kopf vom Rumpf getrennt, führt er weiter aus (vgl. ebd., Min. 63:44), und man könne dem Wunsch mancher Patienten nachkommen, dass sie ihren Rumpf gegen einen neuen, jungen und gesunden Rumpf eintauschen können (vgl. ebd., Min. 63:58). Die SIEBTE EPISODE widmet sich der Kunst von Harald Köck. Der Österreicher porträtiert und abstrahiert Verstorbene. Diese Art der künstlerischen Aufarbeitung des Tabuthemas Tod ist das Markenzeichen von Köcks Werken. Zur Inspiration benutzt der Wiener Künstler Leichen, die er bei diversen Besuchen in der Pathologie vorfindet. „Der Höhepunkt meines künstlerischen Schaffens ist der eigene Tod“ (ebd., Min 68:15) sagt Harald Köck, und er versuche sich „über die Leichen anderer sozusagen diesem Thema zu nähern“ (ebd.). Dafür nimmt er auch in Kauf, dass manche ihn, wie Köck weiß, „für verrückt“ (ebd., Min. 70:28) halten und „andere meinen [er sei] ein Leichenschänder“ (ebd.). Im Mittelpunkt der ACHTEN EPISODE steht Martha Toledo, die uns durch das für sie „wichtigste Fest im Jahr“ (ebd., Min. 78:20) führt. Einmal im Jahr, so erklärt sie, erlaube Gott den Verstorbenen, „ihre Familien zu besuchen“ (ebd., Min. 77:15) und das sei eben zu Allerheiligen, dem „Fest der Toten“ (vgl. ebd., Min. 77:04). „Deshalb empfangen wir sie mit einem Hausaltar, auf den wir alles stellen, was den Verstorbenen geschmeckt hat“ (ebd., Min. 77:30), fährt Toledo fort. Wir sehen die Sängerin und ihre Familie bei den Festvorbereitungen. In einer der eingeschobenen Interviewsequenzen erzählt Martha Toledo: „Ich bedanke mich jeden Tag beim Leben und beim Tod – beim Leben, weil es mir erlaubt hier zu sein, und beim Tod, weil er mir auch erlaubt hier zu sein“ (ebd., Min. 81:01). Der Film endet schließlich mit Bildern des Totenfestes und Toledo singt auf einem Friedhof in ihrer Stadt Oaxaca, wo sich viele Menschen zum Musizieren, Karten spielen und Speisen versammelt haben. Zum Abend tanzen sie zu Musik und Feuerwerk in den Straßen. Einige von ihnen haben sich als Skelett oder Mumie verkleidet.

Analyse

Im Mittelpunkt der Episoden stehen das Handwerk der Protagonisten und ihr Zugang zum toten Körper. Die Personen selbst werden wenig charakterisiert oder in einen größeren

gesellschaftlichen Kontext gestellt. Die soziale Ausgrenzung des Nepalesen, welche die Filmemacherin anschneidet, ist nahezu eine Ausnahme. (Der Brandbestatter verdient mit seiner gesellschaftlich wenig geachteten Tätigkeit kaum genug um seinen Lebensunterhalt sichern zu können – vgl. Morgenthaler 2010a, Min. 57:32). Auch die Leichen spielen nur eine Nebenrolle – meistens erfahren wir lediglich ihr Geschlecht, ihr Leben oder die Todesursache bleiben hingegen unberührt (ähnlich den Real-Crime-Formaten wie *CSI Las Vegas*, wo Verstorbene als wissenschaftliche Forensikobjekte dargestellt werden). Die Abgrenzung der einzelnen Geschichten findet auf inhaltlicher Ebene statt. Alle acht Teile bringen jeweils eine eigene Haltung zum Filmthema mit welche beispielsweise religiös, naturwissenschaftlich oder künstlerisch geprägt ist. Von ihrem dramaturgischen Aufbau her sind sie gleich inszeniert: Der Porträtierte wird meistens an einem Ort eingeführt, welcher nicht den jeweiligen Hauptschauplatz darstellt, d.h. der Protagonist wird zunächst zuhause oder auf dem Weg zur Arbeit angetroffen und wir begleiten ihn noch ein Stück (beispielsweise zum Fluss oder ins Institut). Kurz darauf sehen wir den Protagonisten (nun in Arbeitskleidung) bei seiner Tätigkeit, die er auch teilweise für uns kommentiert. Diese Bildstrecken werden immer wieder durch Interviewausschnitte unterbrochen bzw. auch durchkreuzt, wenn die Stimme bereits aus dem Off erzählt, wir aber noch Bilder vom Arbeitsplatz sehen. Die Interviews finden an einem ruhigen Ort statt und weisen meist eine erkennbare räumliche und zeitliche Verbindung zum übrigen Geschehen auf (Büro des Bestattungsinstituts oder Arbeitszimmer des Professors). Auf diese Weise nähern wir uns den einzelnen Schauplätzen und Leichen die im ruhigen Schnittstil miteinander verbunden sind. Die Bildebene tastet sich dabei behutsam an die Szenerie heran. Bereits im Vorspann werden Leichen zum ersten Mal abgebildet. Dort werden sie zu Beginn nur in statischen Aufnahmen, ähnlich einem Foto, gezeigt, die zudem im schnellen Wechsel montiert sind. Erst nach einigen Sekunden, wenn ruhige Kamerafahrten, -aufzüge und Schwenks die statischen Bilder ablösen, können wir die Leichen genauer erkennen. Erst sehen wir einige tote Erwachsene, dann auch Kinder. Die Episoden entfernen sich immer mehr vom erkennbaren Menschen (von der „schön“ hergerichteten Leiche beim Bestatter in Harlem über die Leichenverbrennung bis zur imaginären Vorstellung, die Verstorbenen würden an Allerheiligen zu Besuch kommen). Bei der späteren Begleitung der Protagonisten ist die Kamera stets beobachtend und recht beiläufig, als schweife sie unaufdringlich über die Objekte und Leichen. Die Protagonisten werden überwiegend von einer Handkamera begleitet, was bedeutet, dass die Kamera dem Geschehen nicht voraus eilt oder versucht die Situation zu kontrollieren. Somit deuten nur wenige Szenen auf inszenierte Arrangements mit aufwendiger Technik wie Kamerakran oder -wagen hin. Meistens handelt es sich dabei um gesonderte Bildstrecken, die nicht direkt mit dem

Handwerk der Protagonisten zu tun haben, wie beispielsweise in der Szene, in der Benecke und sein Kollege durch die Vorhalle im Institut für Rechtsmedizin in Rumänien laufen. Die Großaufnahmen sind zumeist den Protagonisten gewidmet. Tote Körper sowie die Protagonisten werden häufig von Vordergrundelementen verdeckt oder vom Bildrand angeschnitten (offene Bildkomposition). Die Dokumentation nutzt an zwei Stellen fiktive Elemente, um das Erzählte visualisieren zu können: Einmal eine Animation für die schwedische Kompostierungsmethode sowie die mit Hilfe einer Puppe demonstrierte Konservierungstechnik aus den USA. Auf Off-Kommentar verzichtet die Regisseurin gänzlich, sie vertraut auf die Bilder und die Aussagen der Protagonisten. Allerdings nutzt sie Musik zur Untermalung einiger Szenen.

Interpretation

Der Produzent von *Rest in Peace* sagt, dass die Idee des Films gewesen sei, den Tod zu visualisieren – zu dieser Überzeugung habe ihn sein persönliches Erlebnis mit der Begegnung von Toten in der Kapuzinergruft gebracht (vgl. Pollach/Tischel 2010, S. 18). „Und es passieren ja viele Dinge zwischen dem Zeitpunkt des Sterbens und der Endlagerung“ (ebd.) fügt er hinzu. „Auf die wollten wir eigentlich aufmerksam machen“ (ebd.). Diese Idee scheint sich in der Struktur des Films wiederzufinden, wie der Interviewer Roman Scheiber bemerkt: „Er beginnt mit der „schönen Leiche“, er endet mit der ständigen Gewissheit des Todes in jedem Augenblick – und dazwischen spielt sich mehr oder weniger Ungeheuerliches ab“ (ebd.). Die Montageart möchte ich nun noch ausführlicher deuten. Dank der unterschiedlichen „Todeskonzepte“, die uns die Protagonisten glaubwürdig vermitteln, stellt sich der Film facetten- und kontrastreich dar. Unterstützt wird dieser Eindruck vor allem durch die Reihenfolge der Montage der einzelnen Episoden: Gegensätzliche Inhalte (Leichenverfahren) sind hintereinander montiert. Das Bestattungsunternehmen – als Einstieg in die Episodenteile – scheint uns im Hinblick auf das Thema Tod vordergründig vertraut zu sein und führt uns somit relativ behutsam an die Filmthematik heran. Die Besonderheit ist hierbei: Gerade weil die Allermeisten glauben, diese Form der Bestattung zu kennen, sind sie über die Praktiken des Herrichtens der Leiche für die Aufbahrung überrascht. Hier liegt der Widerspruch innerhalb der Episode, allerdings beim Zuschauer selbst. Der eigentliche Gegensatz zur anschließenden Geschichte (Benecke in der Rechtsmedizin) beruht allerdings auf den verschiedenen Sichtweisen: Der religiös geprägte Bestatter und sein Glaube ans Jenseits gegenüber Benecke, der die Evolutionstheorie schildert und als Kriminalbiologe dem Tod rein „technisch, naturwissenschaftlich, sachlich“ (Morgenthaler 2010a, Min. 21:25) begegnet. Mit anderen Worten: Das Schöne und Feierliche trifft auf das Hässliche, das Spirituelle auf das naturwissenschaftlich Nüchterne. Weitere Beispiele für die

unterstützende Montage der kontrastreichen Haltungen der Protagonisten, stellen folgende Übergänge dar: Tote denen im Hamburger Institut für Rechtsmedizin Gewebe für eine Spende entnommen wird (Episode 4) und Tote, die aus ihrem Glauben heraus am Fluss Bagmati verbrannt und eingewaschen werden (Episode 5). Diese Totenverbrennung wiederum steht im Kontrast zu dem Ziel, welches die Firma *Alcor* verfolgt: Leichen in ungewisser Zukunft wieder zu beleben (Episode 6). Betrachtet man nicht nur die direkten Übergänge, so werden im Gesamtbild noch weitere gegensätzliche Zugänge und Interpretationen der Regisseurin deutlich: der ökologisch inspirierten Schwedin, die dem Motto „Aus der Erde kommst du, zur Erde kehrst du zurück“ (ebd., Min. 40:08) eine neue Bedeutung geben möchte, wird die nepalesische Feuerbestattung gegenüber gestellt, mit der sich der Verstorbene einen unmittelbaren Zugang ins Paradies erkaufen kann. Dem Ansatz der Gewebespende, der den toten Körper als menschliches Ersatzteillager thematisiert, wird die Kryonik entgegen gesetzt. Bezieht man auch ästhetische Mittel wie die Licht- und Farbgestaltung in diese Interpretationen mit ein, so lassen sich weitere Verknüpfungen, beispielsweise auf historischer Ebene, deuten: Die Kapuzinergruft und die Umgebung der Firma *Alcor* sind in ähnlicher kühl-blauer Atmosphäre gehalten, was die verschiedenen Konservierungsarten von Leichen in der Vergangenheit und Gegenwart widerspiegelt. Auch andere Umgebungen werden durch ihre Kolorierungen unterstrichen: Zum Beispiel die gelbstichige Bildstrecke im Museum des Instituts für Rechtsmedizin in Rumänien oder die eher weich gezeichneten und in weißes Licht tendierenden OP-Säle der Rechtsmediziner. Das Totenfest in Mexiko, welches in der Intensität der Farben und der Kontraste überzeichnet und dadurch festlicher und lebendiger wirkt, ist ein weiteres Beispiel dafür, dass mit Hilfe von ästhetischen Gestaltungsmitteln die Glaubwürdigkeit und die Aussagekraft des Films unterstützt werden. Das Ausgangsmaterial sind viele eindruckliche Bilder, wie die aus der *Gruft von Palermo*. Kamerafahrten sorgen hier für eine lebendige Bewegung inmitten der viertausend Leichen und unterstreichen damit den Kontrast zu uns als Zuschauer – der Raum wird für uns dadurch „erfahrbar“. Die Episoden spielen alle in der Gegenwart und können zeigen, was wirklich passiert. Sie brauchen keine Erklärung, denn sie sprechen für sich selbst. *Rest in Peace* lässt dabei auch Platz für Aufnahmen, die sinnbildlich verstanden werden können, wie etwa zum Ende der Kryonik-Episode, wenn die Tochter von Drake Trampolin springt und diese Einstellung mit der Wiederbelebung der *Alcor*-Patienten assoziiert wird. Wesentlich auffälliger ist allerdings, mit welcher Neugierde Morgenthaler nicht nur auf das Handwerk ihrer Protagonisten, sondern auch auf die Verstorbenen schaut. Hierbei sehen wir Totenflecke, Fäulnis, Sekretausscheidungen oder Großaufnahmen von chirurgischen Eingriffen. Mit dem Verzicht auf eine ästhetisierende Darstellung von toten Körpern unterscheidet sich *Rest in Peace* von anderen fiktionalen Filmen

und Fernsehserien wie *Six Feet Under*. Die Serie lässt weitestgehend die unangenehmen Details, die der Leiche anlasten weg, was – ähnlich wie in der amerikanischen Bestattungskultur – zu einer ästhetisierten anstelle einer authentischen Darstellung der toten Körper führt. „Schöne“ Leichen dienen der Tarnung des Verfalls, „um die Wirklichkeit des Todes und seines Schreckens zu verdecken und Unsicherheiten (Entsetzen) beim Zuschauer zu vermeiden“ (Weber 2007, S. 556), weiß Tina Weber. Und Elizabeth Bronfen vermutet, dass die ästhetische Repräsentation des Todes helfe, „das Wissen um die Realität des Todes zu verdrängen“ (Bronfen 1994, S. 9). Diese Bemühungen würden allerdings immer wieder ins Leere laufen, da sie gegen die Realität des Todes nicht ankommen können (vgl. ebd.). Andrea Morgenthaler hingegen versucht die radikale Endgültigkeit in Bilder zu fassen. Dabei versteht sie es, mit Hilfe von „erholsamen“ Interviewsequenzen, die sie zwischen die teilweise ungewöhnlichen bis schockierenden Bilder montiert, uns Zuschauern kurze Pausen einzuräumen. Gleichzeitig trägt dieses Schnittkonzept dazu bei den Spannungsbogen aufrecht zu halten. Der Film endet schließlich in Mexiko, wo am Tag der Toten, dem „Dia de los muertos“, auf den Friedhöfen musiziert, gelacht, getrunken und gegessen wird. Marta Toledo beschreibt die Verbundenheit mit dem Tod: Die Endlichkeit sei den Mexikanern stets bewusst und darum kosten sie das Leben voll aus (vgl. Morgenthaler 2010a, Min. 81:01). So ähnlich wird auch die Botschaft der Filmemacherin lauten. Auf die Frage, ob sich ihre Einstellung zum Tod durch den Film verändert habe, antwortet Morgenthaler, dass der Tod durch diese Arbeit mehr Normalität für sie bekommen habe: „Es schreckt einen nicht mehr so“ (Pollach/Tischeh 2010, S. 16).

Bewertung

Der Film *Rest in Peace* ist in erster Linie sehr spannend, weil er in relativ kurzer Zeit viele verschiedene und neue Informationen über beeindruckende Bilder transportiert. Morgenthaler präsentiert die unterschiedlichen Zugänge neutral, respektvoll und sachlich. Von Emotionen geprägte Szenen gibt es nur sehr wenige, wie die Verabschiedungen der Angehörigen in New York und Nepal oder das mexikanische Totenfest. Die Regisseurin fokussiert deutlich die unterschiedlichen Zugänge zum toten Körper sowie das Handwerk der Protagonisten und schweift von ihrer Ausgangsfrage, was mit uns nach dem Tod passiert, nicht ab. Am einprägsamsten sind dabei allerdings die Episoden, die auch den jeweiligen Protagonisten, der dieses Handwerk ausübt, menschlich näherbringen. Durch die Ausführlichkeit sowohl in der Beobachtung als auch in den Ausführungen der Protagonisten gelingt dieses besonders in den ersten beiden Episoden. Auch wenn Andere in ihrer Kürze blasser bleiben, funktioniert der Film meiner Meinung nach als Ganzes, und beeindruckt mich durch seinen unterhaltsamen

Facettenreichtum. Vor allem aber bietet *Rest in Peace* einen authentischen und schonungslosen Blick auf das, was wir eigentlich nicht so genau wissen wollen. Teilweise verstörend realistisch, manchmal unfreiwillig komisch, aber nie die Intimität der Toten wirklich angreifend, gelingt der Filmemacherin ein berührender Zugang, der so gar nicht zur angeblichen Verdrängung des Todes in der Gegenwart passt. Die Inhalte einzelner Episoden schon eher: Dabei denke ich an die Firma *Alcor*, die mit ihrem Experiment eine spätere Wiedergeburt in Aussicht stellt oder an den New Yorker Bestatter, der den Verstorbenen jede Erinnerung an den Tod austreiben will – was ihm auch gelingt, da man fast annimmt, dass sie jeden Moment aufstehen wie Schauspieler. Gerade diese Episode überrascht und verdeutlicht das Tabuthema Tod, da die Bestattungsform nahezu vertraut scheint, die Praktiken dahinter allerdings weitestgehend unbekannt sind. Tina Weber hingegen weiß, dass genau darin eine Aufgabe der Bestatter liegt, nämlich: „Die Konfrontation der Überlebenden mit der als physikalisch beschmutzt wahrgenommenen Leiche auf ein Mindestmaß an Unannehmlichkeiten, die mit den hygienischen, ästhetischen oder olfaktorischen Problemen einhergehen, zu reduzieren“ (Weber 2007, S. 546). Wie nun dieses Handwerk in der Praxis umgesetzt wird, zeigt Morgenthaler ziemlich detailgetreu. Sehr nah führen die Bilder an das Gezeigte heran. Der Blick der Kamera weicht nicht aus und beschränkt sich auch nicht auf ein streifendes Erfassen von der Seite. Diese Neugierde und Offenheit im Umgang mit toten Körpern ist für mich neu und ungewohnt anzuschauen, da es sich eben um „echte“ Tote handelt. Morgenthaler verwehrt nichts, wird aber auch nie voyeuristisch, sondern bleibt sachlich-respektvolle Beobachterin. Sie verfällt keiner Sensationslüsternheit oder kalkuliert die Dokumentation auf Schockeffekte. Im Gegenteil, die Bilder wirken friedlich und sie sind ruhig miteinander verbunden. Filme wie *Rest in Peace*, die um eine authentische Darstellungsweise von toten Körpern bemüht sind, können möglicherweise Vorurteilen entgegenwirken oder Scheu und Ängste im Umgang mit Sterben und Tod nehmen.

2.3 *Rest in Peace* im Erleben junger Zuschauer

In diesem Unterkapitel berichte ich von Eindrücken, die eine Gruppe von jungen Menschen beim Anschauen des Films *Rest in Peace* hatte. Mein Interesse an dieser Gruppendiskussion besteht darin, eine Vorstellung davon zu bekommen, welche kollektiven Orientierungen und Wissensbestände junge Erwachsene zum Thema Tod mitbringen, aber auch welche Fragen sie aufwerfen. Das Gruppendiskussionsverfahren habe ich in Anlehnung an Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr durchgeführt. Wesentliche Merkmale sind: Interventionen richten sich immer an die ganze Gruppe, weitgehende Zurückhaltung des Interviewers, Themeninitiierungen

sollten keine Orientierungen enthalten (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010, S. 112). Das Gespräch fand direkt im Anschluss an die Filmvorführung statt und dauerte etwa 95 Minuten. Aufgrund dieses Umfangs, habe ich mich dafür entschieden, hier lediglich Auszüge aus dem Gespräch abzudrucken. Somit können die folgenden Dialoge als eine Art Stimmungsbild betrachtet werden.

Teilgenommen haben fünf Frauen und Männer im Alter zwischen 22 und 26 Jahren sowie eine weitere 30-jährige Person. Die Gruppenmitglieder kennen sind untereinander gut. Sie arbeiten oder studieren allesamt im medienpädagogischen oder medizinischen Bereich. Die Gruppendiskussion fand im Juni 2013 statt. Für die Aufzeichnung dieser qualitativen Sozialforschungsmethode habe ich ein Audioaufnahmegerät benutzt.

Diese Aufzeichnungen entstanden direkt im Anschluss an die Filmvorführung:

MARTIN: Der Film ist auf jeden Fall empfehlenswert. Aber mir fehlt immer noch ganz viel Information, also da hätte man zu jedem Einzelpart noch 'nen 90-Minüter machen können. Deswegen denke ich, ich werde mich auf jeden Fall noch mal auf Internetrecherche begeben.

ANTONIA: Auch spannend, wenn das so anregt sich auch weiter damit zu beschäftigen.

MARTIN: Ja, natürlich, es ist super um einfach auch einen Überblick zu bekommen.

ANTONIA: Ich fand's einfach auch sehr nah. Also sowohl das mit dem Sezieren. Klar, das kennt man so nicht, aber auch alleine schon, dass du ganz viel in der Nahaufnahme gesehen hast oder auch einfach die Gesichter bei der Beerdigung – ziemlich fokussiert.

MARTIN: [...] Auch diese schon angefaulten Füße, die Maden also das sind auf jeden Fall Bilder, die sieht man in keiner anderen Dokumentation so auf die Art und Weise.

OLAF: Ist ja natürlich auch so, dass man noch nie eine Dokumentation über den Tod so gesehen hat.

MARTIN: Ja, es gibt ja wahrscheinlich auch nicht so viele.

ANTONIA: Ja, aber auch sonst, wenn man irgendwie Leichen im Film sieht, dann sind es entweder hübsche Leichen, also weil sie irgendwie geschminkt sind oder weil sie dann doch nicht ganz so nah gefilmt sind oder so. Aber hier, dass waren ja echt keine schönen Leichen, die hatten halt irgendwie ein verzerrtes Gesicht oder irgendwelche Druckstellen. Wurde am Anfang ja auch gesagt, der Tod ist nicht schön, dass wurde auch irgendwie sichtbar.[...] Die Leiche und der Tod ist aber vielleicht gar nicht so das, was einen schockiert, aber einfach wenn man dann denkt –gut, wer bleibt da zurück? Bei wem hinterlässt es eine Lücke, finde ich immer noch bewegend.

MARTIN: Im alltäglichen Nachrichtenkonsum kommt man ja auch gar nicht drum herum, eigentlich Tag täglich was von dem Tod zu hören.

OLAF: Auch wie auf unserer Reise, wo wir auf nächster Nähe zu so einem Busunglück waren, also sowas was einen wirklich in nächster Nähe entweder selbst betrifft oder was einen so emotionalisiert wie ein gut gemachter Film, wo es um dieses Thema geht, diese Momente schaffen es schon, dass man sich selbst Gedanken drüber macht, dass man die Zeit nutzen muss, die wir haben. Deswegen bin ich von der zweiten Episode sehr begeistert, obwohl es so das Rationalste ist, was überhaupt kam. Aber der hat es so schön auf den Punkt gebracht: Sich immer wieder bewusst machen, dass man die Zeit die man hat einfach sinnvoll nutzt. Und das schaffen immer mal so Sprüche, Zitate, Bücher, Songtexte, Filme und so eine Doku, dass man sich über das eigene Leben mal ein bisschen mehr Gedanken macht. Der Film hat viel ausgelöst auf jeden Fall.

ANTONIA: [...] Habt ihr Angst vor dem Sterbeprozess selbst?

MARTIN: Ich glaube, dass es nicht schlimm ist, ich glaube, dass es ein bisschen wie mit normalem schlafen gehen zu tun hat. Ich glaube bei vielen ist die Angst vor Schmerzen und was Langwierigeres.

OLAF: Ich glaube der Sterbeprozess ist das was man nicht vorhersehen kann [...] und dass das die Angst in den Menschen auslöst.

TOBIAS: Habt ihr denn schon mal mit euren Eltern drüber gesprochen, wie die sich das Wünschen mit dem Sterben oder beziehungsweise mit dem Tod?

MARTIN: Wir hatten letztens, als wir bei Ingas Eltern waren das Gespräch drüber, weil sie halt von wegen Verfügungen und so ging es halt darum und einfach so den ganzen juristischen Kram [...] Aber man hat gemerkt, dass es ganz schön schwer war [...] man hat halt einfach schon so eine Hemmschwelle gemerkt.

OLAF: Bei uns war das gerade auch ganz ein krasses Thema, weil von meiner Tante jetzt ein Freund gestorben ist weil es geht auch darum, dass du als Tochter beispielsweise verfügen kannst, dass die Geräte abgeschaltet werden, wenn du entscheidest, dass das Leben deiner Mutter nicht mehr lebenswert ist. Meine Mama hatte jetzt auch so was unterschrieben, dass mein Bruder und ich verfügen, wenn sie nicht mehr zurechnungsfähig ist [...] dass wir verfügen können und gemeinsam entscheiden müssen über Leben oder Tod.

MARTIN: Krass

ANTONIA: Ich bin davon ausgegangen, dass das immer die nächsten Verwandten entscheiden können.

OLAF: Es gibt da eine bürokratische Regel. Im Einzelnen muss mir das bei meinem nächsten Bayernbesuch mal durchlesen. Ich kenn' mich da nicht aus. Da haben wir natürlich jetzt auch wieder eine krasse Bürde. Aber ich finde die Bürde gehört auch in dem Sinne von den Eltern abgegeben an die Kinder. Das muss so sein, ich hatte das bei meiner Oma gesehen und die hatte wahrscheinlich nicht sowas.

JANA: Oder du entscheidest es selber und legst es fest. [...]

TOBIAS: Habt ihr schon mal eine Leiche gesehen?

ANNA: Nein, meine Oma ist gestorben da war ich zwölf oder elf und die hatte auch Krebs und meine Eltern haben ab einem gewissen Punkt gesagt, dass ich nicht mehr mitgehen soll [...] damit ich meine Oma in besserer Erinnerung habe.

MARTIN: Naja, dass finde ich schwierig.

ANNA: Ich finde es im Endeffekt ganz gut. Mein Vater der sagt auch immer, sie hatte wirklich ganz schrecklich ausgesehen. Ich kann es mir eigentlich gar nicht so richtig vorstellen, wie man dann aussieht, aber ich glaube ich bin ganz froh darüber, dass ich es damals nicht gesehen habe.

ANTONIA: Hast du dann das Gefühl gehabt dich nicht verabschieden zu können?

ANNA: Ja, schon irgendwie. Das auf jeden Fall. So gerne hätte ich noch mit der irgendwie gesprochen.

MARTIN: Warst du denn auf der Beerdigung?

ANNA: Ja.

MARTIN: Das fand ich krass als die Uroma von meinen Cousinen gestorben ist. Die Kinder waren super in ihre Uroma verliebt und meine Tante wollte nicht, dass die Kinder mit auf die Beerdigung kommen.

JANA: Bei uns kommen die Kinder immer mit zur Beerdigung.

MARTIN: Ich finde auch das gehört einfach dazu. Das ist ein Alter, da muss man sich auch irgendwie damit beschäftigen. Ich habe ja auch den ganzen Krankheitsprozess von meinem Opa miterlebt und das ging auch über ein halbes Jahr und da hat er auch mega abgebaut und das hat man ihm am Ende auch ganz schön angesehen, dass er einfach Krebs hat aber das halbe Jahr habe ich nicht so in Erinnerung wie einfach die komplett andere Zeit.

3 | ÜBERLEGUNGEN ZUR KULTURPÄDAGOGISCHEN PRAXISARBEIT

Als angehender Kulturpädagoge suche ich im dritten Kapitel nach Antworten auf verschiedene Fragen, die im Zusammenhang mit der Vermittlung des Themas Sterben und Tod an Bedeutung gewinnen: Eignen sich Filme wie *Rest in Peace* für den Einsatz im kulturpädagogischen Kontext? Sollten wir uns überhaupt Leichen anschauen? Was motiviert junge Menschen dazu, sich mit dem Thema Sterben und Tod auseinanderzusetzen? Ersetzt die mediale Sichtbarkeit des Todes unsere fehlenden wirklichen Erfahrungen mit dem Lebensende? Diese Fragen sowie meine eingangs formulierte These möchte ich nun zum Abschluss dieser Arbeit diskutieren.

3.1 Das macht die Auseinandersetzung mit dem Tod für junge Menschen interessant

„Der Tod fordert die Lebenden heraus“ sagt Dominik Groß, „er will individuell und kollektiv, physisch, mental und emotional bewältigt werden“ (Groß u.a. 2010, S. 9). Die Auseinandersetzung mit der Endlichkeit oder dem Tod muss allerdings nicht zwangsläufig eine belastende Ursache haben. Beispielsweise demonstriert die mexikanische Kultur eindrucksvoll wie der Tod zum Leben gehören kann. Einen Blickwechsel zu wagen, sich also aus reiner Neugierde mit toten Körpern in verschiedenen Kulturen und religiösen bzw. sozialen Kontexten zu beschäftigen, kann also durchaus spannend und unterhaltsam sein. Dies betrifft insbesondere junge Menschen in der mittleren und späten Adoleszenz (16-22 Jahre) sowie junge Erwachsene. Denn die meisten von ihnen entwickeln vermutlich in dieser Phase eigene Lebensentwürfe, sind auf der Suche nach der eigenen Identität oder machen sich Gedanken über den „Sinn des Lebens“. Zudem werden Jugendliche typischerweise in dieser Lebensphase mit dem Tod Verwandter oder anderer nahestehender Personen konfrontiert. So spricht vieles dafür, dass junge Menschen auch an Fragen zu Todes- und Jenseitsvorstellungen interessiert sind. Anknüpfungspunkte werden sie in erster Linie in der Kultur finden. Der Film *Rest in Peace* deutet darauf hin, dass im Umgang mit dem menschlichen Leichnam auch der jeweilige individuelle und gesellschaftliche Umgang mit dem Tod greifbar wird. Andrea Morgenthaler repräsentiert in ihrer Dokumentation verschiedene Haltungen und Zugänge, die teilweise auch innerhalb einer Kultur nebeneinander bestehen. Zum Beispiel zeigt sie Leichen als kompostierbares Abfallprodukt, als materielle Ressource, als Kunstobjekt oder als Hülle, welche auch nach dem Tod zu konservieren ist, weil sie im Jenseits genau so wieder gebraucht wird. „Jede Kultur“, so sagen Alexander Geimer und Steffen Lepa, „stellt soziale Deutungsmuster und kulturelle Grundbilder zur Verarbeitung der eigenen Endlichkeit und der Sterblichkeit anderer bereit“ (Geimer/Lepa 2007, S. 42). Diese Todeskonzepte und

Jenseitsvorstellungen würden auch eine entscheidende Rolle für die Gestaltung des Lebens spielen (vgl. ebd.). Anhand des Extrembeispiels Terrorismus verdeutlichen sie, dass „Fragen der Achtung und Wertschätzung des (eigenen und fremden) Lebens mit Todeskonzepten und Jenseitsvorstellungen eng verknüpft sind – beispielsweise hinsichtlich viel diskutierter Alltagsphänomene wie Risikoverhalten, Gewaltanwendung, Sterbehilfe, Freitod, Amok und eben Terror“ (ebd.). Mit dem Thema Tod sind also zahlreiche Themen verknüpft die durchaus in der Lebenswelt junger Menschen, einschließlich durch die Medienvermittlung, präsent sind. Einige Teilnehmende des Diskursprojektes *30 junge Menschen* beschreiben weitere Motivationsgründe am Projekt teilzunehmen bzw. sich mit dem Tod auseinander zu setzen. So wollen Kea und Dennis beispielsweise ein zurückliegendes Todesereignis reflektieren (vgl. 30 Junge Menschen 2012, Min. 0:10 u. Min. 1:21). Dennis habe den Eindruck, dass er „gar nicht richtig begriffen habe, was da eigentlich passiert ist – dass mein Vater eben gestorben ist, als ich ein kleiner Junge war“ (ebd., Min. 2:05). Einen anderen Beweggrund hat Moritz, der der Meinung ist: „Jeder sollte sich mit dem Thema auseinandersetzen, weil das ist ja sicher, dass jeder mal sterben muss“ (ebd., Min. 3:06) und fügt hinzu, dass er versuche für sich einen Weg zu finden, „[sein] Leben mehr genießen zu können“ (ebd., Min. 3:06). Indra hingegen möchte einen Pflegeberuf erlernen und „wollte da nicht so unvorbereitet reingehen“ (ebd., Min. 6:02). Auf unterschiedliche Weise äußern sie alle das Bedürfnis mehr über Sterben und Tod erfahren zu wollen und scheinen sich dabei keineswegs vor Gefühlen oder Verunsicherungen zu scheuen. Mit dem erwachsenen Zeitbewusstsein sind wir einsichtig geworden, dass das gelebte Leben endlich ist. Dennoch führt dieses Verständnis vom Tod und somit vom Ende aller Möglichkeiten nicht dazu, dass die frischen Lebenspläne gleich wieder verworfen werden. Wir sind uns also einerseits der Endlichkeit bewusst und andererseits scheinen wir sie zu missachten. Schnell und Schulz sprechen in diesem Zusammenhang von einem „zweideutigen Verhältnis zum Tod“ (Schnell/Schulz 2010, S. 7). Es sei allerdings nicht zu erwarten, dass eine Auseinandersetzung mit dem Lebensende junge und gesunde Menschen stark belasten werde (vgl. ebd.). „Selbst die Konfrontation mit einer massiven, gesundheitlichen Krisensituation in der eigenen Familie“, fügen sie hinzu, „oder gar mit dem bevorstehenden Tod eines engen Familienmitglieds hat für junge Menschen eben nicht nur belastende Folgen, sondern bietet ihnen auch die Chance, ein realistisches, ihrem Alter entsprechendes Verständnis von schwerwiegenden Krankheiten und vom Ende des Lebens entwickeln zu können (ebd.). Demnach kann eine Auseinandersetzung mit dem Lebensende auch eine Steigerung des Selbstbewusstseins ermöglichen. Ein Selbstbewusstsein, das diese Generation gut gebrauchen kann, wenn man sich einige Herausforderungen anschaut, die im Umgang mit Sterben, Tod und Endlichkeit auf sie warten. Ein paar von ihnen möchte ich kurz anschneiden: Im Hinblick auf die Tatsache, dass nun

in mehr oder weniger absehbarer Zeit nahe Verwandte wie Großeltern und Eltern sterben werden, sind junge Menschen nun aufgefordert, sich mit Themen wie Patientenverfügung, Hospizarbeit oder Sterbehilfe zu beschäftigen. Auch die Organspende kann zu diesem Themenkomplex gezählt werden. Hier sieht ein neues Gesetz zur Regelung der Entscheidungslösung vor, dass jede krankenversicherte Person, die das 16. Lebensjahr vollendet hat, „zukünftig von ihrer Krankenkasse bzw. seinem Versicherungsunternehmen wiederholt angeschrieben und zu einer freiwilligen Entscheidung zur Organ- und Gewebespende aufgefordert wird“ (BZgA 2013). Selbstverständlich kann man sich für oder gegen eine solche Spende entscheiden. Dies erfordert eine Auseinandersetzung mit dem Thema und einen Entschluss. Eng damit verbunden ist die Diskussion um den Todeszeitpunkt: Zur Bestimmung des Todes bedarf es immer mehr elektronischer Messgeräte, denen die Grenzziehung zwischen Leben und Tod überlassen wird. Birgit Richard weist allerdings darauf hin, dass es für unseren Umgang mit dem Tod wichtig sei, „selbst ethisch-moralische Maßstäbe dafür zu entwickeln, wann der Mensch für eine Gesellschaft tot ist und wann man es nur noch mit der Körperhülle zu tun hat“ (Richard 1995, S. 72). Zudem werden wir wahrscheinlich wie nie zuvor an die Endlichkeit erinnert, wenn es um die ökologische und nachhaltige Nutzung der Ressourcen unserer Erde geht. In der Schnelllebigkeit der digitalen Welt aufgewachsen, drücken einige nun auf die Bremse. Freizeit findet ab sofort stärkere Beachtung in ihren Lebensentwürfen. „Bewusster leben“ scheint das Motto zu lauten, ganz ähnlich wie bei den Mexikanern.

3.2 Ein Ideenpapier zum Ende

Abschließen möchte ich diese Arbeit mit einem Ideenpapier für die Behandlung des Themas Tod und Lebensende in der kulturpädagogischen Praxis. Darunter verstehe ich die bisherigen Erkenntnisse zu bündeln, um mit Hilfe dieses Fazits eine Position vertreten zu können, ob und wenn ja, auf welche Art und Weise dem Thema Tod in der Kulturarbeit mit jungen Menschen Beachtung geschenkt werden sollte. Diese Schlussfolgerungen können dazu anregen, im weiteren Verlauf ein Konzept mit konkreten Inhalten – beispielsweise für ein außerschulisches Bildungsangebot – zu entwerfen.

Generell betrachtet, ist Sterben und Tod ein Themenkomplex bei dem alle mitreden können, da er alle betrifft und alle in irgendeiner Form, sei es real oder medial, damit Erfahrungen sammeln. Ein nahezu idealer Fall also, um sich über ihn auszutauschen und neue Perspektiven kennen zu lernen. Nun ist der Tod allerdings unvorstellbar, das Verlieren eines geliebten Menschen mit Leid verbunden und das dauerhafte Realisieren der Endlichkeit lähmend. So sind es vor allem die

belastenden Gefühle und das abstrakte Nichts, was in uns Unbehagen auslöst und zur Sprachlosigkeit führt. Das Leben mit dem Tod will gelernt sein, nehme ich daher an.

Typisch für unsere Epoche ist, die (virtuelle) Welt der Medien als Gestaltungsfläche zu nutzen und uns in diesem Raum auszutauschen. Hier finden „schwierige“ Themen wie Sterben und Tod ein dankbares Sprachrohr. Selbstverständliche Nutzer dieser Medien sind vor allem junge Menschen, die mit der digitalen Technologie aufgewachsen sind. Bedenkt man, dass Jugendliche und junge Erwachsene heute weniger persönliche Erfahrungen mit dem Tod machen (siehe Kapitel 1) und traditionelle Wert- und Glaubensstrukturen der Kirche an Bedeutung verlieren (Rückgang der Kirchenbesuche und Zunahme der Kirchaustritte), so könnte man annehmen, dass ihre Todesvorstellungen medial geprägt werden. Die Wissenschaftler Geimer und Lepa untersuchten wie Jugendliche mit der Todesthematik in einem zeitgenössischen Spielfilm umgehen, welche unterschiedlichen Lesarten sich feststellen lassen und auf welche persönlichen sowie sozialen Einflüsse diese Lesarten zurückgeführt werden können. Ihr Fazit: „Abschließend kann festgehalten werden, dass die Ergebnisse indizieren, dass bestimmte Jugendliche (Affizierte) Todes- und Jenseitsdarstellungen im Post-Mortem-Kino produktiv für die eigene Orientierungsbildung heranzuziehen scheinen. Inwiefern dies als eine „reflexiv-pragmatische Medienkompetenz“ zu verstehen ist oder als eine „problematische Medienwirkung“, ist eine (äußerst normative) Frage, die an dieser Stelle nicht beantwortet werden kann“ (Geimer/Lepa 2007, S. 45).

An dieser Stelle möchte ich noch einmal meine These ins Spiel bringen: Todesbilder im Dokumentarfilm ersetzen heute fehlende reale Erfahrungen mit dem Tod. Stützen kann ich diese Vermutung auf Petra Missomelius, die der Ansicht ist, dass die Distanzierung und Verdrängung des tatsächlichen, realen Todes mit der medialen Präsenz desselben einhergehe (Missomelius 2008, S. 9). Sie merkt an: „Damit wird er nicht weniger wichtig, er hat lediglich eine andere Erscheinungsform“ (ebd.). Des Weiteren konstatiert Klaus Feldmann, dass in der aktuellen Mediengesellschaft eine Ersetzung von Primär- durch Sekundärerfahrungen stattfinde (vgl. Feldmann 2004, S. 109). Eine dieser Sekundärerfahrungen ist der Dokumentarfilm *Rest in Peace*, der meiner Auffassung nach authentisch und anschaulich den „tatsächlichen“ Tod repräsentiert. Daher möchte ich im Folgenden ausloten, ob dieser Film den fehlenden Todeserfahrungen etwas entgegen zu setzen hat und inwieweit er im medienpädagogischen Rahmen eine Rolle spielen könnte.

Grob skizziert soll sich das Bildungsangebot an junge Menschen im Alter zwischen 16 und 26 Jahren richten. Ziel ist es, dass die Teilnehmer dem Tod nicht mehr erfahrungsfern gegenüberstehen und eine Haltung zum Lebensende ausbilden. (Haltung soll in diesem

Zusammenhang als Grundlage verstanden werden, für eine eigene Sichtweise und Meinung, deren Inhalte selbstverständlich im Belieben der Teilnehmer stehen.) „Der Tod gehört zum Leben und die Beschäftigung damit zu einer gesunden Auseinandersetzung mit der eigenen Existenz und Endlichkeit“ lautet meine Einladung. Vorstellbar ist sowohl ein außerschulisches Workshop-Konzept von einem bis zu drei Tagen, als auch mehrere Projektstage in einem Schulklassenverband (Sekundarstufe II oder Berufsschule). Das pädagogische Angebot soll dazu anregen, sich gemeinsam mit der Endlichkeit, dem Kreislauf des Lebens und dem, was bleibt, zu beschäftigen. Es gehört Mut dazu, über persönliche Erfahrungen und Erlebnisse zu sprechen und von Vorteil ist sicherlich, das Thema mit einer Gruppe zu behandeln, deren Teilnehmer sich untereinander bereits kennen wie beispielsweise ein Oberstufenjahrgang oder ein Kurs von jungen Erwachsenen, die ein *Freiwilliges Soziales Jahr* absolvieren. Im gemeinsamen Nachdenken und Austausch über das Thema Tod und Sterben wird die soziale Kompetenz innerhalb des „Verbunds“ gestärkt. Wer als junger Mensch lernt, dass der Tod zum Leben gehört, dem kann dies auch helfen, eigene Verluste zu verarbeiten.

Die Dokumentation *Rest in Peace* behandelt den Tod, indem er „die menschliche Leiche als die stärkste und augenfälligste Konkretisierung des Todes“ (Groß u.a. 2010, S. 10) darstellt. Dominik Groß ist der Ansicht, dass „gerade der Leichnam emotional und rational die Tatsache [vermittelt], dass ein Mensch gestorben ist, und ebendieses Faktum "erfahrbar" [macht]“ (ebd.). Weitere Potentiale des Films seien hier kurz zusammengefasst: *Rest in Peace* transportiert seinen Inhalt in vielen ausdrucksstarken Bildern, was sich positiv auf die Verständlichkeit der jeweiligen Episode auswirkt und den gesamten Film unterhaltsam gestaltet. Zudem spielen alle Geschichten in der Gegenwart und vermitteln neue Zugänge zum Themenkomplex Tod. Die Bandbreite im Umgang mit toten Körpern ist vielfältig und erinnert daran, dass zur Zeit traditionelle Todeskonzepte aufbrechen und unsere Sterbekultur einen erneuten Wandel durchlebt. Die Regisseurin präsentiert die Protagonisten und ihren Umgang mit Leichen sachlich und wertfrei (ohne Kommentar) – der Zuschauer wird angeregt, sich eine eigene Meinung zu bilden. Außerdem bietet der Film somit die Gelegenheit, das Thema ohne konkreten Anlass zu behandeln – unbefangen und auf die Neugier junger Menschen eingehend. Emotionale Szenen gibt es so gut wie keine. Es ist allerdings anzunehmen, dass sich während der Filmbesprechung ein persönliches Gespräch entwickelt, da die Teilnehmer dann auch von eigenen Erfahrungen berichten (siehe Kapitel 2.3). Die Bilder in der Pathologie zeigen teils sehr ungewohnte Aufnahmen von toten Körpern, darauf kann vor der Filmvorführung hingewiesen werden. Generell halte ich es allerdings für angemessen, authentische Bilder zu zeigen, da sie auch eine gewisse Ehrlichkeit ausdrücken und zeigen, dass ich sowohl die Filmprotagonisten als auch die Workshop-Teilnehmer ernst nehme. (Nur am Rande sei erwähnt, dass diese Ansicht nicht ausschließen soll, dass auch ein Zugang zu diesem

Themenkomplex über fiktive Filme möglich ist. Oder ich beispielsweise Laien-Kriegsvideoaufnahmen eines *Youtube*-Nutzers – aufgrund seiner vermeidlichen Authentizität – als geeignete Alternative betrachte.) Ein weiterer Vorteil des Episodenfilms ist, dass man je nach Workshop-Konzept auch einzelne Episoden auswählen oder auslassen kann. Als Zwischenfazit möchte ich hier festhalten, dass ich den Eindruck habe, dass sich der Film *Rest in Peace* mit entsprechender Filmnachbesprechung durchaus als Teil des Workshops eignet.

Nicht ungeachtet möchte ich an dieser Stelle lassen, dass es hinsichtlich der Todesdarstellung im Film auch durchaus kritische Meinungen gibt. Beispielsweise ist Birgit Richard der Auffassung, dass der Tod in den Medien „in seiner immateriellen Form“ (Richard 1995, S. 28) das wirkliche Sterben „natürlicher Körper“ (ebd.) unerträglich mache. Sie führt aus: „Begleiterscheinungen des Sterbens wie Schmerzen, Leiden, Ausdünstungen, Verwesung sind in ihrer Reproduktion am Monitor leichter zu ertragen, als die reale Präsenz von Verfall“ (ebd.). Damit weist sie deutlich auf die Grenzen des Mediums Film hin. Und damit nicht genug – sie erkennt in der Repräsentation des Todes auch Zusammenhänge hinsichtlich unserer Situation, die ich eingangs mit den Worten: „Präsent in den Medien, verdrängt in der Realität“ umschrieben habe. Richard sagt: „Deshalb ist das entmaterialisierte, mediale Todesbild auch mitverantwortlich für die Abschiebung von Tod und Sterben mit allen sinnlich erfahrbaren Begleiterscheinungen in das Ghetto von Krankenhaus und Altersheim“ (ebd.). Irmhild Saake erinnert daran, dass „je sichtbarer das Sterben im Einzelfall nun wird – und eine große Vielfalt an massenmedialen Fiction-Formaten und Dokusoaps über Bestatter und Forensiker trägt dazu bei – desto deutlicher zeigt sich auch, dass es immer um das Sterben des Anderen geht“ (Saake 2011). Aus diesem Grund spricht Thomas Macho in Bezug auf den Tod auch von „Metaphern des Todes“, um zu verdeutlichen, dass der Tod selbst erfahrungslos ist (Macho 2007, S. 245 f). Zudem ist das Filmmedium auf seine Einwegkommunikation begrenzt. Die Dokumentation *Rest in Peace* bzw. die Filmemacherin kann somit einen entscheidenden Anstoß geben, sich mit dem Thema Tod auseinander zu setzen und sie kann interessante Informationen bereit halten. Doch die Möglichkeit einer Rückmeldung bleibt dem Rezipienten verwehrt. Ich bin allerdings der Auffassung, dass gerade der gemeinsame Austausch für junge Menschen bei der Ausbildung einer eigenen Haltung zum Thema Tod und Sterben bereichernd sein kann. Diese Kriterien führen mich letzten Endes dazu, meine These zu widerlegen. Denn ich bin lediglich der Auffassung, dass Todesbilder im Dokumentarfilm fehlende reale Erfahrungen mit dem Tod kompensieren können – nicht aber ersetzen. Medien können als Instrumentarien eingesetzt werden und sie sollten meiner Meinung nach Kommunikation und Begegnungen unterstützen – nicht aber ablösen. So können sie dabei helfen, dem Sterben und der Trauer einen angemessenen Raum im Lebensalltag zu geben. Aber selbst durch eine Dauerthematisierung würde

sich der Tod nicht normalisieren oder gar bewältigen lassen. „Betrachtet man die Bewältigung von belastenden Erfahrungen mit dem Tod nahestehender Menschen, so lassen sich unterschiedliche und unterschiedlich "erfolgreiche" Strategien beschreiben“, wissen Jochen Grötzbach und Heather Hofmeister, „wichtig ist hierbei, dass alle [...] Vorgehensweisen von gesellschaftlichen Normen und Werten sowie sozialen Netzwerken abhängig sind“ (Grötzbach/Hofmeister 2010, S. 486 f). Zur Zeit werden einige dieser Normen und Werte neu verhandelt. Daran kann man sich beteiligen und mitwirken. Somit bieten sich auch im kulturpädagogischen Rahmen eine Menge Anknüpfungspunkte, um junge Menschen auf der Suche nach eigenen Lebensentwürfen begleiten zu können.

„Der Tod ist einfach ein zentrales Thema der Menschen. Es hängt von jedem Einzelnen ab, ob er sich damit auseinandersetzen will oder lieber verdrängt. Egal wie man damit umgeht, gleichgültig ist das Thema niemandem“ (Morgenthaler 2010b).

QUELLENVERZEICHNIS

Alle Internetquellen – wenn nicht anders angegeben – mit Stand vom 23. August 2013

30 Junge Menschen [vertreten durch Christian Schulz] (2012): Gründe für die Teilnahme. [Video] Online: <http://30jungemenschen.de/filme.html>

Adeo online (2012): Ergebnisse der Umfrage zur ARD-Themenwoche: Leben mit dem Tod (Fassung vom 14.12.2012). Online: <http://www.adeo-online.de/ergebnisse-der-umfrage-zur-ard-themenwoche-leben-mit-dem-tod/#.UgT7DFM3R4s>

Ariès, Philippe (1982): Geschichte des Todes. München: Deutscher Taschenbuch Verlag

Ariès, Philippe (1984): Bilder zur Geschichte des Todes. München: Carl Hanser Verlag

Arp, Doris (2012): Reden über den Tod und das Sterben, in: Deutschlandfunk Studiozeit (Fassung vom 25.10.2012). Online: <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/studiozeit-ks/1903482/>

Assheuer, Thomas (2009): Die neue Sichtbarkeit des Todes. In: Die Zeit, Nr. 48, 19.11.2009. Onlineversion: <http://www.zeit.de/2009/48/Sichtbarkeit-des-Todes>

BMBF, Bundesministerium für Bildung und Forschung (2013): Lebenswissenschaften (Fassung vom 27.05.2013). Online: <http://www.bmbf.de/de/1237.php>

Borasio, Gian Domenico (2012): Über das Sterben. München: C. H. Beck Verlag

Bronfen, Elizabeth (1994): Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik. München: Kunstmann Verlag

Brown, Louise (2012): Death Cafe: Mal schön über den Tod reden. In: Financial Times Deutschland (Fassung vom 05.12.2012). Online: <http://www.ftd.de/panorama/kultur>

BZgA, Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2013): Gesetz zur Regelung der Entscheidungslösung. Online: <http://www.organspende-info.de/infothek/gesetze/entscheidungs%20C3%B6sung>

Coco (Username des Titelbild-Autors): Divers déchet pour compostage. Abgerufen bei fotolia am 13.08.2013, Bildnummer: 38502264. Online: <http://de.fotolia.com/id/38502264>

Deter, Gerhard (2012): Hirntod. Berlin: Deutscher Bundestag

Feldmann, Klaus (2004): Tod und Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Forschungsgruppe Wahlen Telefonfeld (2012): Sterben in Deutschland – Wissen und Einstellungen zum Sterben (Fassung vom 21.08.2012). Online: http://www.forschungsgruppe.de/Umfragen/Archiv__weitere_Umfragen/Hospiz-_und_PalliativVerband_2012/

Fussell, Paul (1989): *Wartime. Understanding and behaviour in the second world war*. New York: Oxford University Press

Gehring, Petra (2010): *Theorien des Todes*. Hamburg: Junius-Verlag

Geimer, Alexander & Lepa, Steffen (2007): Todesvorstellungen und Todesdarstellungen. In: *tv diskurs: Tabuthema Tod*, Nr. 41, 11. Jg., 3/2007, S. 42-45

Glahn, Julia A. (2010): Verführerische Leichen: Ästhetische Nekrophilie als besondere Form der Aneignung toter Körper. In: Groß, Dominik & Grande, Jasmin (Hg.): *Objekt Leiche*. Frankfurt am Main: Campus, S. 495-515

von Gottberg, Joachim (2007): Die schwierige Akzeptanz der Alltäglichkeit des Sterbens. In: *tv diskurs: Tabuthema Tod*, Nr. 41, 11. Jg., 3/2007, S. 36-41

Grötzbach, Jochen & Hofmeister, Heather (2010): Tod und tote Körper im Lebensverlauf. In: Groß, Dominik & Grande, Jasmin (Hg.): *Objekt Leiche*. Frankfurt am Main: Campus Verlag

Gronemeyer, Reimer (2007): *Sterben in Deutschland*. Frankfurt am Main: S. Fischer

Groß, Dominik u.a. (2010): Todesbilder – Studien zum gesellschaftlichen Umgang mit dem Tod. In: Groß, Dominik & Grande, Jasmin (Hg.): *Objekt Leiche*. Frankfurt am Main: Campus, S. 9-13

von Kittlitz, Alard (2012): Herztod. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, Nr. 40, 07.10.2012, Onlineversion: <http://www.faz.net/aktuell/politik/diskussion-um-organspende-herztod-11917021.html>

Knuf, Joachim & Schmitz, H. Walter (1980): *Ritualisierte Kommunikation und Sozialstruktur*. Hamburg: Buske

Kruse, Jörn (2012): Wir sind Spielkinder. In: *taz*, 12.11.2012. Onlineversion: <http://www.taz.de/!105341/>

Macho, Thomas & Marek, Kristin (2007): *Die neue Sichtbarkeit des Todes*. München: Fink

Magoley, Nina (2012): Gespräche mit Sterbenden (Fassung vom 9.7.2012). Online: <http://www1.wdr.de/themen/panorama/sterbebegleitung104.html>

Marschall, Susanne (2003): Der letzte Augenblick. Gedanken zum endgültigen Abschied im Kino. In: *film-dienst*, 56. Jg., 2003, Nr. 23, S. 6-9

Mikos, Lothar (2008): *Film- und Fernsehanalyse*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft

Missomelius, Petra (2008): Death goes digital: Der Tod zwischen Technik und Tabu. In: ders. (Hg.): *Ende – Mediale Inszenierungen von Tod und Sterben; Augenblick 43 – Marburger Hefte zur Medienwissenschaft*. Marburg: Schüren Verlag, S. 4-14

Morgenthaler, Andrea (2010a): *Rest in Peace*. [Dokumentarfilm] Wien: filmladen

Morgenthaler, Andrea (2010b): Rest in Peace. In: Pollach, Andrea & Tischeh, Mahnaz (Hg.): Rest in Peace – Pressemappe zur Filmpräsentation. Wien: Filmladen

Müller, Sabine (2011): Wie tot sind Hirntote? Alte Frage – neue Antworten (Fassung vom 9.5.2011). Online: <http://www.bpb.de/apuz/33311/wie-tot-sind-hirntote-alte-frage-neue-antworten?p=all>

Pollach, Andrea/Tischeh, Mahnaz (2010): Rest in Peace. [Pressemappe zur Filmpräsentation] Wien: Filmladen (Dokument ist auch online abzurufen: <http://www.yumpu.com/de/document/view/9272448/rest-in-peace-filmladen>)

Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika (2010): Qualitative Sozialforschung: ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg

Richard, Birgit (1995): Todesbilder: Kunst, Subkultur, Medien. München: Fink Verlag

Richter, Lars (2001): Die Geschichte der Folter und Hinrichtung. Vom Altertum bis zur Jetztzeit. Wien: Tosa

Saake, Irmhild (2011): Die Kultur des Sterbens. In: polarkreis e.V. (Hg.): Polar 10: Tod und Gesellschaft (Fassung vom 11.04.2011). Onlineversion: http://www.polar-zeitschrift.de/polar_10.php?id=464#464

Schnell, Martin W. & Schulz, Christian (2010): Vorhabensbeschreibung Junge Menschen sprechen mit sterbenden Menschen und deren Angehörigen. Witten/Düsseldorf (ohne Verlag)

Schnell, Martin W. & Schulz, Christian (2012): In den Fußstapfen von Elisabeth Kübler-Ross. In: pflegen: palliativ, Nr. 15/12, 3. Quartal 2012, S. 42-45. Seelze: Friedrich Verlag

Sommer, Patrick (2011): Tabu, Trauer und Design – Bachelorarbeit von Max von Elverfeldt. In: design made in germany, Online-Magazin: <http://www.designmadeingermany.de/2011/40043/>

Sontag, Susan (2003): Das Leiden anderer betrachten. München: Carl Hanser Verlag

Suhn, Andrea (2012): Wie stirbt man den digitalen Tod? (Fassung vom 22.11.2012). Online: <http://www.radiobremen.de/bremenvier/programm/themen/digitalertod102.html>

Weber, Tina (2007): Codierungen des Todes. In: Macho, Thomas & Marek, Kristin (Hg.): Die neue Sichtbarkeit des Todes. München: Fink, S. 541-557

Wolf, Fritz (2001): Die Docu-Soap. Renaissance oder Ende des Dokumentarfilms im Fernsehen. In: Ballhaus, Edmund (Hg.): Kulturwissenschaft, Film und Öffentlichkeit. Münster: Waxmann

ANLAGEN

Selbständigkeitserklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Bachelorarbeit eigenständig verfasst habe und keine anderen als die im Quellenverzeichnis angegebenen Quellen, Darstellungen und Hilfsmittel benutzt habe. Alle Textstellen, die wortwörtlich oder sinngemäß anderen Werken oder sonstigen Quellen entnommen sind, habe ich in jedem einzelnen Fall unter genauer Angabe der jeweiligen Quellen als Entlehnung gekennzeichnet.

Datum & Unterschrift